



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

Linzer Kinder zwischen „Dialekt“ und „Hochdeutsch“.
Eine Untersuchung der Spracheinstellungen
von Müttern.

Verfasserin

Lisa Lichtenegger

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, im April 2015

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 190 333 299

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Lehramt UF Deutsch UF Psychologie und Philosophie

Betreuer:

Mag. Dr. Manfred Michael Glauningner, Privatdozent

*Dialekt gehört zu unserer Kultur wie die Linzer Torte.*¹

¹ Es handelt sich bei diesem Zitat um die Aussage einer Probandin vorliegender Studie (Case 311).

Danksagungen

Mein besonderer Dank gilt meinem Diplomarbeitsbetreuer Dr. Manfred Michael Glauninger: Danke für Ihre wertvolle Unterstützung, Ihren Aufwand und Ihre hilfreichen und interessanten Anregungen!

Ein großes Dankeschön an alle Probandinnen: Danke, dass Sie einen wesentlichen Beitrag zum Gelingen dieser Diplomarbeit geleistet haben!

Ein riesiges Danke an meine Schwester Tina: Danke, dass du dir so viel Mühe gemacht und so viel Zeit in das Sammeln von E-Mail-Adressen investiert hast!

Bedanken möchte ich mich nun am Ende meines Studiums auch bei meinen Eltern: Danke, dass ihr mir das Studium ermöglicht habt!

Danke an Lukas für alles!

Inhaltsverzeichnis

1	EINLEITUNG	6
1.1	MOTIVATION	6
1.2	UNTERSUCHUNGSGEGENSTAND / PROBLEMSTELLUNG, FORSCHUNGSFRAGEN, AUFBAU.....	11
1.3	FORSCHUNGSSTAND.....	14
2	SPRACHEINSTELLUNGSFORSCHUNG IM RAHMEN DER SOZIOLOGISTIK	14
3	EINSTELLUNGEN.....	17
3.1	MERKMALE VON EINSTELLUNGEN	19
3.2	EINSTELLUNGSKOMPONENTEN	22
3.3	EINSTELLUNGEN UND VERHALTEN	24
3.3.1	<i>Exkurs: Einstellungs-Verhaltens-Modell</i>	<i>26</i>
3.4	FUNKTIONEN VON EINSTELLUNGEN	27
4	SPRACHEINSTELLUNGEN	28
4.1	DIE RELEVANZ DER (ERFORSCHUNG VON) SPRACHEINSTELLUNGEN	31
4.2	EINSTELLUNGSÄUßERUNGEN, EINSTELLUNGEN UND REALE PRAXIS	33
5	DIE WAHRNEHMUNGSDIALEKTOLOGIE	36
6	AUF- UND ABWERTUNG VON VARIETÄTEN	39
7	DIALEKT – UMGANGSSPRACHE – STANDARDSPRACHE	41
7.1	DIE VARIETÄTEN DER DEUTSCHEN SPRACHE IN ÖSTERREICH	41
7.2	DIALEKT-STANDARD-KONTINUUM UND POLYGLOSSIE IN ÖSTERREICH	43
8	KOMMUNIKATION MIT KINDERN	45
9	SUBJEKTIVE DATEN ZUM SPRACHGEBRAUCH IN ÖSTERREICH.....	49
9.1	SPRACHEINSTELLUNGEN UND SOZIALE FAKTOREN	49
9.2	SPRACHEINSTELLUNGEN IN WIEN, GRAZ, SALZBURG UND INNSBRUCK	51
9.3	GRÜNDE FÜR DEN GEBRAUCH DES DIALEKTS	53
9.4	SPRACHVARIETÄTEN IM RAHMEN DER KINDERERZIEHUNG	55
9.5	SPRACHEINSTELLUNGEN IN LINZ	57
10	DIE EMPIRISCHE UNTERSUCHUNG	59
10.1	GRUNDLEGENDES ZUM UNTERSUCHUNGSDESIGN	59
10.2	DIE STICHPROBE	60
10.3	DER FRAGEBOGEN	62
11	ERHOBENE DATEN – ERGEBNISSE UND INTERPRETATION	65
11.1	ASSOZIATIONEN ZU „DIALEKT“ UND „HOCHDEUTSCH“.....	65
11.1.1	<i>Resümee und Interpretation der Ergebnisse</i>	<i>66</i>
11.2	ANGABEN ZUR ALLTÄGLICHEN SPRECHWEISE	68
11.2.1	<i>Resümee und Interpretation der Ergebnisse</i>	<i>68</i>
11.3	DAS VARIATIONS-/VARIETÄTENSPEKTRUM IM SPRACHBEWUSSTSEIN DER MÜTTER	69
11.3.1	<i>Resümee und Interpretation der Ergebnisse</i>	<i>70</i>
11.4	WAHRNEHMUNG VON VARIETÄTEN/SPRECHLAGEN IM ZUSAMMENHANG MIT BEVÖLKERUNGSGRUPPEN	71
11.4.1	<i>Resümee und Interpretation der Ergebnisse</i>	<i>73</i>
11.5	ANGABEN ZUR SPRECHWEISE MIT DEM KIND	74

11.5.1	Angaben zur alltäglichen persönlichen Sprechweise und zur Sprechweise mit dem Kind im Vergleich	77
11.6	„SPRECHEN LERNEN“ VERSUS „SPRECHEN KÖNNEN“	79
11.6.1	Resümee und Interpretation der Ergebnisse	80
11.7	SWITCHEN / SHIFTEN	81
11.7.1	Resümee und Interpretation	83
11.8	BELIEBTHEIT DER EINZELNEN VARIETÄTEN/SPRECHLAGEN	85
11.8.1	Beliebtheit der Sprechweisen in Bezug auf Kinder und erwachsene LinzerInnen im Vergleich ..	88
11.9	BELIEBTHEIT DES „LINZER DIALEKTS“ VERSUS BELIEBTHEIT DES „HOCHDEUTSCHEN“	91
11.9.1	Resümee und Interpretation der Ergebnisse	94
11.10	BEDEUTUNG DER WEITERGABE DES „DIALEKTS“ AN DIE NÄCHSTE GENERATION	96
11.10.1	Resümee und Interpretation der Ergebnisse	97
11.11	VORTEILE DER „DIALEKT“-KOMPETENZ DER KINDER / NACHTEILE OHNE „DIALEKT“-KOMPETENZ	99
11.11.1	Resümee und Interpretation der Ergebnisse	102
11.12	SPRACHLICHE NORMVORSTELLUNGEN IM BEREICH DES KINDERGARTENS UND DER SCHULE.....	103
11.12.1	Resümee und Interpretation der Ergebnisse	109
11.13	BEDEUTUNG DES „HOCHDEUTSCHEN“ IN DER KINDERERZIEHUNG	112
11.13.1	Resümee und Interpretation der Ergebnisse	113
11.14	SPRACHEINSTELLUNGEN IN ABHÄNGIGKEIT VOM BILDUNGSHINTERGRUND	115
11.14.1	Resümee und Interpretation der Ergebnisse	119
12	FAZIT.....	121
13	LITERATURVERZEICHNIS.....	124
14	INTERNETQUELLEN	133
15	ABBILDUNGSVERZEICHNIS	134
16	ANHANG	135
16.1	FRAGEBOGEN.....	135
16.2	ABSTRACT	143
16.3	LEBENS LAUF	144

1 Einleitung

1.1 Motivation

In vorliegender Untersuchung nehmen Fragen zur Kommunikation mit Kindern den zentralen Stellenwert ein. Begründen lässt sich dies damit, dass die Thematik „Sprechen mit Kindern“ bzw. damit zusammenhängende Fragen hinsichtlich der sprachlichen Sozialisation sowohl (sprach)wissenschaftlich als auch gesamtgesellschaftlich große Relevanz aufweisen. Eltern haben einen großen Einfluss darauf, wie ihre Kinder (auch im späteren Leben) sprachlich kommunizieren, wobei im Besonderen die Rolle der Mutter hervorgehoben werden muss:

Familie und Primärsozialisation nehmen einen zentralen Stellenwert im Spracherwerb ein und sind somit als Ursprung späterer Sprachverhaltensmuster anzusehen. Da in der traditionellen Kernfamilie die Mutter als wichtigste Sozialisationsinstanz sowie Bezugsperson zu betrachten ist, kommt in Hinblick auf den Erwerb von Sprachverhaltensmuster gerade dieser Mutter-Kind-Beziehung große Bedeutung zu. (MALLIGA 1997: 59)

In Situationen, die mit besonders stabil verankerten Normvorstellungen verbunden sind, erscheint es vielen ÖsterreicherInnen offenbar nicht gleichgültig, welche Varietät der deutschen Sprache sie verwenden.² Hierzu gehören beispielsweise Gespräche mit Autoritäten bzw. „Respektpersonen“ wie LehrerInnen oder Vorgesetzte. (Vgl. PATOCKA 1986: 48)

Besonders feste Vorstellungen bezüglich einer Sprachnorm existieren jedoch im Bereich der Kommunikation mit Kindern. PATOCKA (1986: 48) konnte zeigen, dass die Frage der richtigen Sprechweise in Bezug auf Kinder in den Gedanken der ÖsterreicherInnen eine große Rolle spielt: Nur 14,8 % eines Samples von InformantInnen gaben an, dass es ihnen gleichgültig sei, welche Varietät für das Gespräch mit Kindern gewählt werde. STEINEGGER (1998: 132) erklärt, dass dieses Ergebnis „beweist, daß die Entscheidung, welcher Sprachlage man sich im Umgang mit Kindern bedienen soll, besonders klar ist.“

Als OberösterreicherIn bzw. als LinzerIn sieht man sich schließlich – sofern man Kinder hat – mit der Frage konfrontiert: Möchte man, dass das eigene Kind Dialekt spricht oder doch eher standardsprachlicher? Möchte man, dass es so spricht, wie man selbst, oder soll es einmal anders sprechen? Die Frage, die sich nun im Rahmen vorliegender Studie stellt, ist, welche Gründe für die Entscheidung für eine Sprechweise angegeben werden.

² Wenn in der Folge von Varietät(en)/Sprechlage(n) bzw. Sprechweise(n) die Rede ist, so sind damit immer Erscheinungsformen der deutschen Sprache gemeint. Fremdsprachen und – in diesen Zusammenhang „äußere“ Mehrsprachigkeit – werden dabei ausgeklammert. Zum Problem der Unterscheidung von *Varietäten* und *Sprechlagen* vgl. Fußnote 24.

Dass Überlegungen zur sprachlichen Sozialisierung der eigenen Kinder im Bewusstsein vieler Eltern eine Rolle spielen, konnte TOBERER (2013) auf Basis einer Befragung von Eltern aus St. Pölten und dem Pielachtal zeigen. Mehr als sechzig Prozent der befragten Personen, wobei es sich um Eltern von VolksschülerInnen handelte, erklärten, dass sie sich mit der Thematik des Sprachgebrauchs mit Kindern schon bewusst auseinandergesetzt haben (vgl. ebd.: 74)

Betrachtet man andere Studien zu Spracheinstellungen, so wird deutlich, dass dabei die Frage nach der Spracherziehung der Kinder stets eine besondere Stellung einnimmt. So betont PATOCKA (1986: 55): „Auffallend war vor allem der starke emotionelle Einsatz, mit dem vonseiten der Gewährspersonen argumentiert wurde [...] [bzw.] das große Interesse an diesem Thema“. Auch MICKARTZ (1983: 61) hebt diese besondere Bedeutung hervor:

Bei der Auswertung [...] zeigte sich, daß die Frage der Spracherziehung der Kinder in fast allen unseren Sprachaufnahmen einen hervorragenden Platz einnahm. Zu keinem anderen Thema des Gesprächs über sprachliche Probleme gaben die Gewährspersonen bereitwilliger Auskunft, gab es mehr und vielfältigere Äußerungen.

Für eine Spracheinstellungsuntersuchung, die die Thematik „Sprechen mit Kindern“ näher ergründet, spricht auch Folgendes: In Steineggers oben erwähnter Studie zeigte sich, dass Eltern bei der Frage nach dem Sprachgebrauch mit ihren Kindern häufig mehrere Varietäten angeben wollen, da sie der Meinung sind, dass die sprachliche Sozialisierung ihres Nachwuchses nach mehreren Sprachebenen verlangt. Aussagen wie: „Ich rede zwar mit meinen Kindern Dialekt, aber mit ganz kleinen Kindern soll man Hochdeutsch reden, damit sie es leichter lernen“ oder „Ich spreche Dialekt, um die Sprachfreude der Kinder zu wahren, Hochdeutsch, um ihnen die Sprache nahe zu bringen“ (STEINEGGER 1998: 133) machen dies deutlich. Die Kommunikation mit Kindern stellt offensichtlich nicht nur eine situative Sphäre dar, die für Eltern von großer Bedeutung ist, sondern auch eine, welche den Wunsch stimuliert, das verfügbare Variations- bzw. Varietätenspektrum – in der Literatur wird dabei vom sogenannten „Dialekt-Standard-Kontinuum“ (AMMON / BICKEL / EBNER 2004: XXXVI) gesprochen – voll auszunutzen.

Aufgrund dessen erscheint es besonders lohnend, eine Spracheinstellungsuntersuchung durchzuführen, bei der der Schwerpunkt auf Attitüden von Müttern hinsichtlich der sprachlichen Sozialisierung ihrer Kinder liegt. Welche Varietät/Sprechlage verwenden Mütter diesbezüglich gemäß ihrer Selbstwahrnehmung hauptsächlich? Geben sie an, dass sie verschiedene Sprechweisen gebrauchen, welche werden angegeben, und wovon hängt es ihrer Ansicht nach ab, welche Varietät/Sprechlage zum Einsatz kommt? Mit welchen Gründen entscheidet man sich für die eine oder die andere Sprechweise?

Im Rahmen vorliegender Diplomarbeit steht nun die Untersuchung der Einstellungen von Müttern aus Linz zu einzelnen Varietäten/Sprechlagen des Deutschen im Zentrum, und zwar mit dem Fokus auf dem Problem „Kommunikation mit Kindern“. Für diese Entscheidung lassen sich mehrere Beweggründe anführen: Gegenstand und Problemstellung weisen hohe Relevanz auf, da Untersuchungen von Spracheinstellungen in Österreich ganz allgemein noch immer ein Forschungsdesiderat darstellen. Eine Studie, die sich explizit mit den Spracheinstellungen von LinzerInnen beschäftigt, existiert, meines Wissens nach, bis jetzt noch nicht, wobei es insbesondere noch keine einzige gibt, die das Thema „Kommunikation mit Kindern“ näher erforscht. Dass ich auch selbst in Linz geboren und aufgewachsen bin, stellt natürlich noch eine weitere Motivation dar.

Aber nicht nur das bislang Ausgeführte spricht für das gewählte Forschungsthema, sondern auch Folgendes: Oberösterreich wird häufig als ein Bundesland beschrieben, in dem eine besondere „Dialektfreundlichkeit“ vorherrscht, denn der Dialekt hat – so z. B. EBNER (1989: 178) – „in Oberösterreich [...] seinen festen Platz“.

In STEINEGGER (1998: 202) zeigt folgende Grafik, wie sich die Befragten österreichweit verteilt auf die jeweiligen Bundesländer zu ihrem Sprachgebrauch äußerten. Die Gewährspersonen wurden gebeten, anzugeben, ob ihre bevorzugte Sprechweise „Dialekt“, „Umgangssprache“ oder „Hochdeutsch“ sei:

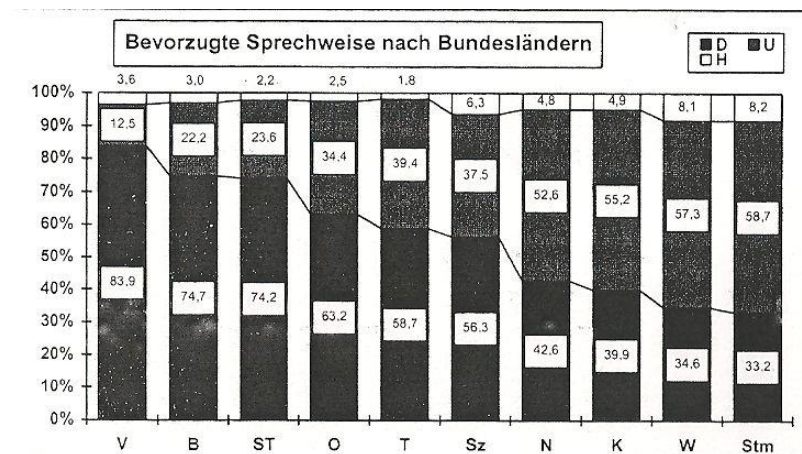


Abbildung 1: Angegebene Sprechweise nach Bundesländern (STEINEGGER 1998: 202)

Es zeigt sich also, dass man Oberösterreich durchaus als ein Bundesland bezeichnen kann, in dem der Dialekt einen relativ hohen Stellenwert hat, da ihn immerhin 63,2 % der Befragten als ihre bevorzugte Sprechweise bezeichnen. Für die Umgangssprache sprechen sich 34,4 % aus,

während die Standardsprache mit 2,5 % den geringsten Anteil ausmacht.³ STEINEGGER (ebd.) notiert in diesem Zusammenhang: „Daß auch Oberösterreich eine große Dialektnähe aufweist, verwundert [...] nicht.“ In der Literatur wird betont: „Oberösterreich ist – im Vergleich mit dem gesamten deutschen Sprachgebiet – ein dialektfreundliches Land. Es ist in allen Gesellschaftsschichten möglich, Dialekt zu sprechen“. (EBNER 1989: 166) Es wird also einerseits davon gesprochen, dass sich Oberösterreich durch seine positive Einstellung gegenüber dem Dialekt auszeichnet, andererseits ist der Dialekt nichts, das als zu der unteren sozialen Schicht gehörig angesehen wird, da alle Dialekt sprechen bzw. sprechen dürfen. EBNER (ebd.) äußert sich auch zur Situation rund um Linz: Es ist „ein Land hoher sozialer Integration. Gerade der Ballungsraum rund um Linz zeigt die [...] gelungene Integration verschiedener Sozialschichten. So ist der Ballungsraum um Linz ein Spiegelbild der sprachlichen und sozialen Vielfalt des Landes.“

Demzufolge zeichnet sich der Linzer Großraum bzw. Oberösterreich durch eine gelungene Mischung der sozialen Gesellschaftsschichten aus, und das nicht nur bezüglich des Wohnortes der Menschen, sondern auch bezüglich der Sprechweise.

ACHLEITNER (2003: 19) untersuchte in ihrer Diplomarbeit die „Sprache“ der LinzerInnen. Auch sie stellte sich in diesem Zusammenhang die Frage, welchen Stellenwert der Dialekt in Linz habe. Aufgrund ihrer persönlichen Erfahrungen, aber auch durch die Gespräche mit ihren Gewährspersonen gelangte sie im Endeffekt zu dieser Aussage: Die

hohe Akzeptanz der Mundart ist in Linz ausgesprochen deutlich zu spüren. Jeder Mensch hat mehrere mögliche Register zur Auswahl, und dennoch wird in der oberösterreichischen Landeshauptstadt in den meisten Fällen der Dialekt als das passende Kommunikationsmittel verwendet. Die oft genannten sozialen Sanktionen bleiben aus, wenn man zum Beispiel auf ein Amt oder zum Arzt geht und sich dort nicht bemüht, Standardsprache zu sprechen. Umgekehrt ist es jedoch häufiger der Fall, dass man sich den Unmut der Mitmenschen zuzieht, wenn man in privater Konversation allzu förmlich miteinander spricht. Der Mundartgebrauch in Linz ist folgedessen weniger situations-, schicht- und altersgebunden als man vermuten würde. (Ebd.)

Achleitners Diplomarbeitsschwerpunkt lag nicht in der soziolinguistischen Fragestellung der Spracheinstellungen der LinzerInnen, sondern in einer Untersuchung des Sprachgebrauchs. Im Gegensatz zu vorliegender Arbeit erhob sie nicht, wie die Personen zu den einzelnen Sprechweisen eingestellt sind. Ihr zentrales Anliegen war, zu eruieren, wie die Linzer Gewährspersonen in einer privaten Situation sprechen. Sie wollte herausfinden, ob verschiedene Faktoren wie Alter oder Schicht zu einem unterschiedlichen Sprachgebrauch führen. (Vgl. ebd.: 5) Sie kam zu folgendem Ergebnis:

³ Auf die Frage, welche Konzeption von „Dialekt“, „Umgangssprache“ und „Hochdeutsch“ die ProbandInnen in ihrem Bewusstsein gehabt haben, wurde in STEINEGGER (1998) nicht näher eingegangen.

Im vertrauten Gespräch mit bekannten Personen [...] konnten keine gravierenden Unterschiede bezüglich der sozialen Schicht festgestellt werden. Alle von mir befragten Linzer verwendeten Dialekt, wenn auch in unterschiedlichem Ausmaß; dieses unterschiedliche Ausmaß war jedoch keine Konsequenz der sozialen Schicht. Innerhalb einer Altersgruppe herrschte weitgehend Einheitlichkeit in der Art der Mundart durch alle sozialen Schichten hindurch. (Ebd.: 26-27)

Achleitner kam schließlich zu der Erkenntnis, dass die Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Schicht während eines persönlichen Gesprächs keinen wesentlichen Einfluss auf die Sprechweise hat. Bezüglich des Faktors des Alters konnte sie jedoch Unterschiede erkennen: „Auf jeden Fall konnte im Zuge dieser Arbeit nachgewiesen werden, dass für die Stadt Linz [...] das Alter der eindeutig entscheidende Faktor war“ (ebd.: 24). Die

Älteren sind am ehesten mit dem Dialekt in Verbindung zu bringen, was jedoch nicht heißen soll, dass die jüngeren Bevölkerungsschichten gar keinen Dialekt mehr sprechen. Um sich der Terminologie Peter Wiesingers zu bedienen, könnte man sagen, dass das, was an Basisdialekt noch gehört werden kann, in erster Linie von den Älteren gesprochen wird. Die Jungen verwenden hingegen den so genannten Verkehrsdialekt, der viele der primären Dialektmerkmale fallen lässt, wodurch er weniger derb klingt und auch weniger regionale Färbung enthält. (Ebd.: 23)

Gerade aufgrund der Tatsache, dass den LinzerInnen eine besondere „Dialektfreundlichkeit“ bzw. „Dialektnähe“ bescheinigt wird, erscheint es lohnenswert, sich näher mit den allgemeinen Spracheinstellungen, die in Linz vorherrschen, zu beschäftigen.

Im Rahmen vorliegender Studie wurden ausschließlich weibliche Personen befragt, und zwar Mütter, welche Kinder im Kindergartenalter haben, was circa einem Alter von zwei bis sechs Jahren entspricht. Für die Wahl der Probandinnen war Folgendes ausschlaggebend: Einstellungen zu Einstellungsobjekten sind den Menschen nicht angeboren, sondern werden im Laufe der Sozialisierung erworben bzw. erlernt (vgl. HERMANN 2002: 70). Das bedeutet, dass die soziale Umwelt einen wichtigen Faktor für die Herausbildung von Einstellungen darstellt. Erwiesen ist, dass sich genau das, was ein Kind in seinen ersten Lebensjahren vermittelt bekommt, besonders prägend auf seine Ansichten auswirken wird (vgl. LASAGABASTER 2004: 400). Festgehalten werden kann somit, dass gerade jene Einstellungen, die in frühen Jahren erworben werden, im Endeffekt als besonders resistent gelten (vgl. ebd.). So kann man davon ausgehen, dass Eltern – insbesondere aber die Einstellungen der Mutter, da diese zu Beginn häufig die meiste Zeit mit dem Nachwuchs verbringt – einen entscheidenden Einfluss auf den Einstellungserwerb der Kinder ausüben. Infolgedessen muss berücksichtigt werden, dass negative, aber auch positive Einstellungen häufig von Generation zu Generation tradiert werden.

Indem die Stichprobe der Erhebung im Rahmen vorliegender Diplomarbeit nur aus Müttern besteht, lässt sich folglich nicht nur zeigen, welche Einstellungen Linzer Erwachsene ihre eigene Sprechweise betreffend haben, sondern zugleich auch vermuten, welche Einstellungen an die nächste Generation weitergegeben werden. Wird der Dialekt beispielsweise geschätzt und

an die Kinder weitergegeben, so lässt sich annehmen, dass im Allgemeinen eine dialektfreundliche Einstellung vorherrscht und erhalten bleibt.

1.2 Untersuchungsgegenstand / Problemstellung, Forschungsfragen, Aufbau

Die Einstellungen von Linzer Müttern zum Variations-/Varietätenspektrum der deutschen Sprache stellen den Untersuchungsgegenstand vorliegender Arbeit dar. Der Fokus liegt dabei auf dem Problem „Mutter-Kind-Kommunikation“ bzw. „Kommunikation mit Kindern“.

Meine übergeordnete Forschungsfrage lautet: Welchen Stellenwert hat der Dialekt in Linz? Gerade für die Beantwortung dieser Frage ist es sinnvoll, die Probandinnen zu ihrer Einstellung bezüglich der Kommunikation mit Kindern zu befragen. Dann nämlich, wenn sich die Probandinnen auch bei Fragen zum Gespräch mit dem Nachwuchs für dialektales/dialektnahes Kommunizieren aussprechen, zeigt sich, inwiefern eine positive Einstellung gegenüber dem Dialekt vorliegt.

Zentral ist für mich die Einstellung zur dialektalen Sprechweise, wobei ich aber auch herausfinden möchte, welchen Stellenwert die anderen Varietäten/Sprechlagen des „Dialekt-Standard-Kontinuums“ (AMMON / BICKEL / EBNER 2004: XXXVI), im Besonderen die Standardsprache, haben.⁴

Die weiteren Fragestellungen beziehen sich darauf, inwiefern sich die in der Forschungsliteratur postulierte „Dialektfreundlichkeit“ und „Dialektnähe“ in Oberösterreich und Linz in den sprachlichen Einstellungen der LinzerInnen widerspiegeln. In diesem Zusammenhang soll im Rahmen dieser Studie daher unter anderem Folgendes geklärt werden:

Wird in den metasprachlichen Aussagen von Linzer Müttern eine besonders positive Einstellung zum Dialekt deutlich? Welche Meinung haben sie allgemein zu ihrem Sprachgebrauch und zu bestimmten Varietäten/Sprechlagen des Deutschen?

Eine weitere Forschungsfrage bezieht sich darauf, inwiefern unterschiedliche soziale Faktoren unterschiedliche Spracheinstellungen zur Folge haben. Ich stelle die Frage: Unterscheiden sich die Spracheinstellungen von Müttern, die maturiert haben bzw. eine akademische Ausbildung

⁴ Im Rahmen vorliegender Studie wird nicht näher auf die Frage eingegangen, welche Konzeption von „Dialekt“, „nahe am Dialekt“, „nahe am Hochdeutschen“ und „Hochdeutsch“ im Sprachbewusstsein der Probandinnen vorherrscht.

aufweisen, von den Spracheinstellungen jener Mütter, die keine Matura absolviert haben? Existieren zwischen diesen beiden Gruppen einschlägige Unterschiede und hat der Bildungshintergrund somit einen Einfluss auf ihre Spracheinstellungen?

Außerdem stelle ich die Frage, inwiefern die Einstellung der Probandinnen zu den einzelnen Varietäten differenziert ausgeprägt ist. Wird der Dialekt bzw. die Standardsprache zur Gänze positiv oder negativ gesehen oder existieren stattdessen unterschiedliche Einstellungen, die davon abhängen, in welchem Kontext die jeweilige Varietät steht?

Wenn in der Literatur von einer generellen „Dialektfreundlichkeit“ gesprochen wird, kann man auch davon ausgehen, dass Mütter bei Fragen zu ihrem Sprachgebrauch angeben, Dialekt zu sprechen und weiters, dass sie diesen an ihre Kinder weitervermitteln wollen. Ist das empirisch verifizierbar oder zeigen sich hier andere Ergebnisse?

ACHLEITNER (2003: 26–27) betont, dass in Linz die soziale Schicht keinen wesentlichen Einfluss auf den Dialektgebrauch in einer vertrauten Gesprächssituation habe. Wie sieht es aber nun mit den schichtspezifischen Einstellungen zum Dialekt aus? Lassen sich hier eventuell Unterschiede zwischen den sozialen Schichten erkennen? Auch EBNER (1989: 166) spricht davon, dass in Oberösterreich jeder Dialekt sprechen „darf“. Spiegelt sich dies in den Einstellungen der Linzerinnen wider oder wird der Dialekt von ihnen teilweise doch als „Unterschichtenphänomen“ klassifiziert?

Welche Personengruppen bzw. welche Gesellschaftsschichten sprechen, aus der Sicht der Probandinnen, welche Sprechweise? Wo werden Standardsprache, Dialekt und die dazwischen liegenden Sprechweisen verortet? Wird die Standardsprache als „Fremdgruppenphänomen“ klassifiziert, wie es die Ergebnisse in SOUKUP (2009)⁵ nahelegen bzw. als etwas, das ungewöhnlich anmutet bzw. vielleicht sogar soziale Sanktionen zur Folge haben kann?

Im theoretischen Teil dieser Arbeit wird zunächst in Kapitel 2 auf die Spracheinstellungsforschung als Teildisziplin der Soziolinguistik eingegangen. Das dritte Kapitel versucht grundlegende Erkenntnisse über Einstellungen vor dem Hintergrund der durchgeführten Erhebung unter Linzer Müttern zusammenfassend festzuhalten. So steht in diesem die Thematik der Einstellungen im Zentrum. Dabei wird im Besonderen auf die Funktionen und Komponenten von

⁵ Eine ausführliche Beschreibung der Studie Soukups ist in Kapitel 9.5 zu finden.

Einstellungen eingegangen. Außerdem wird der Zusammenhang zwischen Einstellungen und Verhalten diskutiert, da dies auch für vorliegende Studie wesentlich ist.

Im vierten Kapitel werden konkret Spracheinstellungen thematisiert. Der Schwerpunkt liegt hier auf dem Zusammenhang bzw. der Differenz zwischen Einstellungen, der Äußerung von Einstellungen und dem (Sprach-)Handeln. Anschließend werden Spracheinstellungen dem Gegenstand der Wahrnehmungsdiagnostik zugeordnet.

Das sechste Kapitel versucht, Erklärungen dafür anzubieten, warum Sprachvarietäten auf- oder abgewertet werden bzw. warum sie ein gewisses Prestige oder Stigma erlangen haben.

Da in vorliegender Arbeit Spracheinstellungen zu einzelnen Varietäten/Sprechlagen der deutschen Sprache im Zentrum stehen, wird im Anschluss auf das entsprechende Variations-/Varietätenspektrum eingegangen. Ein besonderes Augenmerk wird dabei auf das Phänomen der Polyglossie gelegt, da gerade die Tatsache, dass ÖsterreicherInnen in Abhängigkeit vom Kontext oftmals verschiedene Sprechweisen verwenden, für das Erkenntnisinteresse dieser Studie von Relevanz ist.

Im Kapitel 8 „Kommunikation mit Kindern“ wird erläutert, welche Faktoren im Gespräch mit Kindern dazu führen können, dass ein Wechsel der Sprachvarietät erfolgt.

Schließlich wird noch näher auf den Forschungsstand eingegangen. Dabei werden Spracheinstellungsergebnisse, welche bereits zu Österreich gewonnen wurden, besprochen. Da vorliegende Studie die Einstellungen zur Sprache von LinzerInnen thematisiert, wird in diesem Kapitel eine Untersuchung besonders hervorgehoben, welche ebenfalls in Linz durchgeführt wurde.

Der empirische Teil vorliegender Arbeit beginnt mit einer Darlegung der Vorgehensweise bzw. Methode hinsichtlich der durchgeführten Erhebung. Dabei wird auf die Stichprobe eingegangen und schließlich werden grundlegende Informationen zum eingesetzten Fragebogen gegeben (Kapitel 10).

Im Anschluss werden im Kapitel 11 die Ergebnisse der Erhebung präsentiert, wobei diese auch immer durch ein Resümee bzw. eine Interpretation ergänzt werden.

Den Abschluss der Arbeit bildet ein Fazit, in welchem die Beantwortung der grundlegenden Fragestellungen dieser Arbeit im Zentrum steht (Kapitel 12).

1.3 Forschungsstand

Als relevante Studien, welche sich mit Spracheinstellungen der ÖsterreicherInnen zu einzelnen Varietäten bzw. zur Variation des Deutschen beschäftigen, lassen sich PATOCKA (1986) und STEINEGGER (1998) anführen. Auch MALLIGA (1997) kann in diesem Zusammenhang erwähnt werden, wobei ihre Untersuchung in Villach durchgeführt wurde. Die ProbandInnen wurden in diesen Arbeiten zu ihren Spracheinstellungen und zu ihrem Sprachgebrauch befragt. Dabei zeigt sich jedoch eine spezielle Problematik der traditionellen/philologischen Dialektologie bzw. Areallinguistik: Erhoben wurden im Grunde (implizit) Einstellungen, die Ergebnisse wurden aber als Sprachgebrauchsdaten interpretiert.

MOOSMÜLLER (1991) befragte Personen aus Wien, Graz, Salzburg und Innsbruck bezüglich ihrer Attitüden zur Sprache. Spracheinstellungen in Bezug auf die Kommunikation mit Kindern im Kontext der Schule untersuchte SCHONER (2011) in ihrer Diplomarbeit. Ihre Erhebungen führte sie sowohl in Wien als auch in Niederösterreich durch. TOBERER (2013) befragte im Rahmen ihrer Diplomarbeit Personen aus St. Pölten und dem Pielachtal zu ihren Attitüden zu einzelnen Varietäten der deutschen Sprache, wobei ein Schwerpunkt ihrer Studie auf dem postulierten Sprachgebrauch mit Kindern lag.

Die Spracheinstellungen von LinzerInnen stellten einen Teil der Studie von SOUKUP (2009) dar. Die Attitüden von StudentInnen aus Graz und Wien zu standardsprachlichem und dialektalem Sprachgebrauch untersuchte GOLDGRUBER (2011). BELLAMY (2012) erhob in seiner Untersuchung die Spracheinstellungen von Personen aus Manchester und Wien.

In Kapitel 9 wird ausführlich auf relevante Forschungsergebnisse soeben erwähnter Studien eingegangen.

2 Spracheinstellungsforschung im Rahmen der Soziolinguistik

Die entscheidende Frage, welche zu Beginn dieser Arbeit gestellt werden muss, lautet: Warum sollten subjektive Daten in der Sprachwissenschaft eine Rolle spielen? Warum ist es sinnvoll, Menschen zu ihrer Sicht auf ihr Sprachverhalten und zu ihren Einstellungen zur Sprache bzw. zu ihren Varietäten zu befragen?

Lange Zeit wurden im sprachwissenschaftlichen Rahmen jene Äußerungen, die SprecherInnen über die Sprache tätigten, also metasprachliche Aussagen von Laien, in einem negativen Licht gesehen. Sie wurden mit dem Adjektiv „subjektiv“ bedacht, was einer negativen Konnotation

entsprach, da Wissenschaft nur „objektiv“ zu sein hatte. (Vgl. NEULAND 1993: 723) Die „Meinung des Volkes“ wurde nicht akzeptiert, sondern stattdessen „als Quelle von Irrtum und Aberglauben“ (ebd.: 724) angesehen und somit abgewertet. Die Gewährspersonen waren natürlich per se stets von Relevanz, da schließlich ihr Sprachgebrauch untersucht wurde, doch ihre Sichtweise auf die zu analysierenden Sachverhalte war zunächst noch nicht wissenschaftlich relevant (vgl. ebd.: 723).

Man war und ist zum Teil heute noch geneigt, den Laien-Äußerungen über Sprache wenig Gewicht beizumessen. Sie gelten als subjektiv bestimmt und Klischee geprägt [sic!]. [...] [Aber:] Spracherfahrungen betreffen den Menschen in seinem innersten Kern. Es steht der Wissenschaft gut an, nicht nur die Sprache selbst, sondern auch die Spracherfahrungen einzelner oder von Gruppen zur Kenntnis zu nehmen, zu fragen, welcher Art und Auswirkung sie sind und wie sie gedeutet und bewältigt werden (BESCH 1983: 9).

Mit diesen Worten, die die Bedeutung subjektiver Sprachdaten betonen, leitet BESCH (1983) die Darlegung der Ergebnisse seines Forschungsprojektes ein, bei welchem die „Beobachtungen, Differenzierungen und Einschätzungen der Befragten bezüglich ihrer eigenen Sprache“ (ebd.: 9) im Zentrum stehen. Der Begriff, welcher sich hierfür etablierte, war jener der *language attitudes*, im Deutschen *Spracheinstellungen* (vgl. NEULAND 1993: 724).

Seit den neunzehnhundertsechziger Jahren haben die Urteile der SprecherInnen nun einen Stellenwert in der Soziolinguistik (vgl. ebd.) und mit der Zeit wurde diesem Forschungsgegenstand immer mehr Eigenständigkeit und Raum eingeräumt: „In den letzten Jahrzehnten hat sich die Einstellungsforschung [...] zu einem relativ selbständigen [sic!] Forschungsparadigma in der Soziolinguistik entwickelt“ (CASPER 2002: 20–21).

In das Forschungsgebiet der Soziolinguistik lässt sich „jegliche Form der Sprachbetrachtung, in deren Zentrum die Frage nach dem *Einfluss sozialer Faktoren* auf die Sprache bzw. das Sprachverhalten der untersuchten Sprecher und Sprecherinnen steht“ (LINKE / NUSSBAUMER / PORTMANN 2004: 345, Kursivdruck im Original) eingliedern. So wird bei einem soziolinguistischen Forschungsvorhaben beispielsweise berücksichtigt, ob es sich bei den jeweiligen Kommunizierenden um weibliche oder männliche Personen handelt, ob diese in einer (großen) Stadt oder am Land leben und welches Alter sie haben. All diese und noch eine Reihe weiterer Faktoren haben einen Einfluss auf die soziale Umgebung, in welcher sich die jeweiligen Menschen bewegen, was wiederum verschiedene Formen von Lebensweisen mit sich bringt und im Endeffekt das Sprachverhalten spezifisch prägt (vgl. ebd.). Als sozial lassen sich diese Faktoren, die im Mittelpunkt des Interesses stehen, also deswegen bezeichnen, weil sie „bestimmte Lebensweisen, spezifische Formen des kommunikativen Umgangs und charakteristische Erfahrungshorizonte“ (ebd.) zur Folge haben.

Im Zentrum der Forschung einer jüngeren soziolinguistischen Phase steht u. a. das „Verhältnis von *Dialekt und Hochsprache*“ (ebd.: 359, Kursivdruck im Original). Es wird dabei der Frage nachgegangen, von welchen Bedingungen die Verwendung einer dialektalen/dialektnahen oder eben einer (eher) standardsprachlichen Varietät abhängt. Es wird versucht, die funktionalen, sozialen sowie situativen Faktoren, die für die jeweilige Entscheidung verantwortlich sind, herauszuarbeiten (vgl. ebd.). Für diese Analysen spielen Spracheinstellungen, d. h. die Einstellungen der Menschen zu den jeweiligen Varietäten, eine wesentliche Rolle. So wird beispielsweise im schulischen Bereich in vielen Fällen die Standardsprache favorisiert, während in manchen Gegenden bzw. situativen Kontexten der Dialekt ebenfalls eine positive Wertung erfährt (vgl. ebd.), und zwar indem er „als gefühlsnahes, heimatverwurzeltes und damit regionale Identität stiftendes Ausdrucksmittel“ (ebd.) wahrgenommen wird.

Im Zentrum der modernsten soziolinguistischen Forschung steht der Gedanke der Wechselwirkung zwischen Sprache und Gesellschaft: „Auf das dialektische Verhältnis zwischen Sprache und Welt, zwischen Sprache und gesellschaftlicher Wirklichkeit richtet sich [...] die gegenwärtige soziolinguistische Aufmerksamkeit“ (LINKE / NUSSBAUMER / PORTMANN 2004: 368). Die Interaktionale Soziolinguistik geht dabei davon aus, dass „soziale Kontexte mittels kommunikativer Interaktionen hervorgebracht“ (KNOBLAUCH 1991: 449) werden. „Anstatt soziale Situationen durch außersprachliche Komponenten zu bestimmen, stellt sie [die interaktionale Soziolinguistik] die Frage: Wie tragen sprachliche Vorgänge zur Herstellung sozialer Situationen bei“ (ebd.). Eine große Rolle spielt hierbei die Thematik der Sprachvariation: „Für die [...] interaktionale Soziolinguistik ist Variation konstitutives Merkmal des Sprechens. Sie konzentriert sich darauf, Funktionen und soziale Bedeutungen von Sprachvariation in natürlichen Gesprächen zu beschreiben“ (BAUSCH 2000: 78).

Kennzeichnend für die aktuelle Arbeitsweise der Soziolinguistik ist auch, dass sie noch stärker als zu ihren Anfangszeiten interdisziplinär ausgerichtet ist. Die Nachbardisziplinen, mit welchen sie vermehrt in Kontakt tritt, sind beispielsweise die Sozialpsychologie, die Kultur- und Sozialanthropologie und die Kommunikationswissenschaft (vgl. LINKE / NUSSBAUMER / PORTMANN 2004: 366).⁶ Gerade für die Erforschung von Spracheinstellungen erweisen sich die Erkenntnisse der sozialpsychologischen Forschung als äußerst ergiebig, da für das Konzept

⁶ In diesem Zusammenhang lässt sich nochmals die soeben thematisierte Interaktionale Soziolinguistik hervorheben.

„Einstellung“ die Errungenschaften der Sozialpsychologie von entscheidender Bedeutung sind (vgl. CASPER 2002: 15).

3 Einstellungen

„Attitudes determine for each individual what he will see and hear, what he will think and what he will do“ (ALLPORT 1935: 806).

Dass der Begriff der Spracheinstellungen seine Basis im Grunde in der Sozialpsychologie hat, wurde von der Linguistik für geraume Zeit nicht wahrgenommen (vgl. SCHARLOTH 2005: 6). BAKER (1992: 8) äußerte sich zu dieser Thematik folgendermaßen:

The tendency of research on language attitudes [...] is to appear to ignore or be unaware of the strong tradition in social psychology that concerns the definition, structure and measurement of attitudes, the relationship of attitudes to external behaviour and the central topic of attitude change.

Die Erkenntnisse der sozialpsychologischen Forschung wurden von der Soziolinguistik erst in den neunzehnhundertneunziger Jahren bewusst berücksichtigt. Erst von da an erkannte man ihre immense Relevanz für die soziolinguistischen Fragestellungen. (Vgl. SCHARLOTH 2005: 6) Aufgrund der großen Bedeutung dieser psychologischen Disziplin für die Spracheinstellungsforschung, insbesondere im Hinblick auf Definitionen, Strukturbeschreibungen und Messmethoden, soll im Folgenden einführend auf die wichtigsten sozial-psychologischen Aspekte in Bezug auf das Konzept „Einstellung“ eingegangen werden.

Der Begriff *attitude* wurde im Jahre 1918 von Thomas und Znaniecki eingeführt (vgl. CASPER 2002: 15). Das Ziel der Einstellungsforschung besteht im Allgemeinen darin, eine Erklärung für menschliches Verhalten zu finden bzw. zukünftiges Verhalten genauer vorhersagen zu können (vgl. ebd.).

Bevor das Konzept „Einstellung“ näher beschrieben wird, soll zunächst dargelegt werden, dass bzw. warum Einstellungen allgemein eine grundlegende Bedeutung für die Gesellschaft haben. Anzunehmen ist, dass Einstellungen einen entscheidenden Einfluss auf unser Verhalten ausüben⁷. Wie gehen wir mit anderen Menschen um? Wie erziehen wir unsere Kinder? Hinter diesen

⁷ Relativierend muss dabei aber Folgendes festgehalten werden: Einstellungen beeinflussen zwar unser Verhalten, aber eine Einstellung bzw. eine geäußerte Einstellung zu einem Verhalten bedeutet nicht, dass sich dieses Verhalten schließlich auch in der Realität zeigen wird. In den Kapiteln 3.3 bzw. 4.2 wird dieser Sachverhalt näher erläutert.

und all den anderen alltäglichen Handlungen stecken bestimmte Einstellungen. (Vgl. HERMANNS 2002: 67–68) Prägnant formuliert lässt sich darüber Folgendes sagen: „Einstellungen haben Einfluss auf jede Wahrnehmung, jedes Urteil, jede Erinnerung, jedes Lernen, Denken, Handeln, so dass man vielleicht sogar behaupten kann, dass sie es sind, die der Welt Sinn verleihen“ (ebd.: 68). Der im Grunde grenzenlose Einflussbereich von Einstellungen wird mit dieser Aussage deutlich: Er erstreckt sich auf das ganze Leben eines Menschen und laut Allport im Endeffekt auch auf die gesamte Gesellschaft.

Ohne die Annahme, dass wir Einstellungen haben, die uns prägen, wären unerklärlich sowohl die Verhaltenskonsistenz von Menschen als auch die Stabilität von ganzen Gesellschaften. Dass wir uns verlassen können, in gewissen Grenzen, auf uns selber wie auch auf bestimmte andere Menschen und sogar auf Menschen, die wir nicht persönlich kennen – *und* auf das gewohnte Funktionieren der Gesamtgesellschaft, der wir angehören –, das beruht auf Einstellungen von Personen (HERMANNS 2002: 69, Kursivdruck im Original).

Die Tragweite von Einstellungen wird durch diese Ausführungen nochmals offensichtlich. Einstellungen tragen zum Funktionieren der Gesellschaft bei, sie machen das Leben für die Menschen großteils erwartbar, da sie dazu führen, dass im Allgemeinen eine Stabilität des Verhaltens vorherrscht bzw. angenommen werden kann. Auch LENZ (2003: 265) sieht die Bedeutung von Einstellungen für das Verhalten: So sind diese als „Orientierungs- und Interpretationshilfe bei der Frage nach situationsangemessenem Verhalten“ zu sehen.

Wenn es nun darum geht, das Verhalten der Menschen aus einer sozialpsychologischen Perspektive zu ergründen, so rückt Allport den Begriff der Einstellung ins Zentrum der Erklärung (vgl. HERMANNS 2002: 68): „Menschen denken nämlich in der Regel so und fühlen in der Regel so und wollen in der Regel so und handeln daher in der Regel so, wie es ihren gelernten Einstellungen entspricht“ (ebd.).

Was kann man sich nun unter dem Konzept „Einstellung“ vorstellen? Um eine grundlegende Vorstellung darüber zu bekommen, soll vorab eine berühmte und oft zitierte Definition angeführt werden. Zuvor muss aber erwähnt werden, dass es keine allgemein anerkannte Definition für Einstellungen gibt, wobei sich jedoch hervorheben lässt, dass viele Definitionsversuche auf ALLPORT (1935) zurückgehen bzw. sich an ihm orientieren (vgl. z. B. CASPER 2002: 26 und HERMANNS 2002: 69). Aus diesem Grund soll zunächst auch auf Allports Ansicht eingegangen werden. Er versteht unter einer Einstellung Folgendes: „*An attitude is a mental and neural state of readiness, organized through experience, exerting a directive or dynamic influence upon the individual's response to all objects and situations with which it is related*“ (ALLPORT 1935: 810, Kursivdruck im Original). Die deutsche und bereits etwas gekürzte Version von Allports Einstellungsdefinition sieht bei HERMANNS (2002: 69) folgendermaßen aus:

Eine Einstellung ist ein Zustand der Bereitschaft,
der geprägt ist durch Erfahrung
und der einen Einfluss hat
auf die Reaktion eines Menschen
auf sämtliche Gegenstände und Situationen,
auf die er sich bezieht.

Abschließend zu diesem Kapitel lässt sich festhalten, dass Einstellungen die Menschen wie eine Art Wegweiser durch ihr ganzes Leben führen: „Without guiding attitudes the individual is confused and baffled“ (ALLPORT 1935: 806).

3.1 Merkmale von Einstellungen

Bevor konkret auf Spracheinstellungen eingegangen wird, lohnt es sich, einen Blick darauf zu werfen, welche Merkmale Einstellungen im Allgemeinen aufweisen, da diese auch auf die Einstellungen gegenüber sprachlichen Varietäten übertragen werden können und somit eine Fundierung vorliegender Studie darstellen.

Einstellungen und somit auch Spracheinstellungen hängen unumstritten mit Erfahrungen, die man mit dem Einstellungsobjekt hatte, zusammen. Es reicht jedoch aus, wenn man keine persönliche direkte Erfahrung gemacht hat, sondern nur Informationen über das Einstellungsobjekt hat, wie es beispielsweise bei tradierten Einstellungen der Fall sein kann. Damit eine Bewertung erfolgen kann, muss man aber auf irgendeine Art und Weise mit dem fraglichen Objekt in Berührung gekommen sein: „To have an attitude towards an object, it is indispensable to have some experience or information about the object concerned. There is no doubt, that the most influential factor in attitude formation is direct personal experience“ (LASAGABASTER 2004: 400).

Außerdem referieren Einstellungen stets auf ein Objekt: „All attitudes have a referent [...], which can be either specific and tangible [...] or abstract and intangible“ (ebd.: 399). Das, worauf sich eine Einstellung bezieht, wird als Einstellungsobjekt bezeichnet (vgl. HERMANN 2002: 71). Bei diesem Referenten kann es sich grundsätzlich um alles Mögliche handeln, das ein Teil der Gedankenwelt ist: „In general, anything that is discriminated or that becomes in some sense an object of thought can serve as an attitude object“ (EAGLY / CHAIKEN 1993: 5). Dieser Aussage kommt insofern eine Bedeutung zu, da sie bestätigt, dass man gegenüber allem eine Einstellung haben kann, somit natürlich auch gegenüber einer Sprache und deren Varietäten.

Hervorzuheben ist, dass die Einstellungen eines Menschen nicht direkt beobachtet werden können. Sie stellen folglich nur ein hypothetisches Konstrukt dar. „A person's thoughts, processing system and feelings are hidden“ (BAKER 1992: 11). Einstellungen können nicht direkt wahrgenommen werden, stattdessen lässt sich auf sie nur schließen (vgl. HERMANNS 2002: 69). LASAGABASTER (2004: 399) hält fest: „[an] attitude is a [...] concept which cannot be objectively and directly observed and measured; it is rather an inference that one makes from behaviour.“ Bei Einstellungen handelt es sich zwar um hypothetische Konstrukte, dennoch besteht die Möglichkeit, sie zu ergründen, denn „es lassen sich [...] ihre einzelnen *Komponenten* externalisiert als metasprachliche Äußerungen über Meinungen, Gefühle und Verhaltensbereitschaften operationalisieren“ (NEULAND 1988: 57, Hervorhebung im Original).

Entscheidend ist, dass nicht unsere Gene bestimmen, wie wir zu Einstellungsobjekten eingestellt sind, vielmehr findet im Zuge der Sozialisierung ein Lernprozess statt. Im Laufe dessen werden Einstellungen erworben. (Vgl. HERMANNS 2002: 70)

Einstellungen werden einerseits durch die soziale Umwelt vermittelt, andererseits durch unsere persönlichen Erfahrungen gelernt. Für den Erwerb von Einstellungen spielen somit verschiedene Prozesse eine Rolle (vgl. GARRETT 2010: 22), so beispielsweise das „observational learning, which involves noticing the behaviour of other people and the consequences of that behaviour. Another is instrumental learning, where we attend to the consequences of attitudes and whether these bring rewards or detriments“ (ebd.).

Da Einstellungen gelernt werden, kann man zwischen individuellen (also solchen, die nur eine Person hat) und kulturellen (also solchen, die für eine ganze Kultur typisch sind) unterscheiden. Menschen sind individuelle Wesen, daher können sie auch individuelle Meinungen haben. Andererseits sind sie als soziale Wesen Teil einer Kultur, Teil einer Gemeinschaft. Deswegen verfügen sie auch über kulturspezifische Ansichten. (Vgl. HERMANNS 2002: 71)

Aufgrund meines wissenschaftlichen Erkenntnisinteresses gilt die Aufmerksamkeit in vorliegender Studie hauptsächlich jenen Spracheinstellungen, die für eine bestimmte Gruppe spezifisch sind. Nichtsdestotrotz darf dabei nicht vergessen werden, dass sich Personen auch durch ihre individuelle Charakteristik auszeichnen, und auch dies soll natürlich in der Interpretation der Daten berücksichtigt werden.

In der neueren Forschung gewinnt jene Ansicht immer mehr Raum, welche besagt, dass sich Einstellungen nicht immer durch ihre Stabilität auszeichnen müssen, sondern durchaus auch dynamisch sein können. Sie werden nun nicht mehr als Persönlichkeitseigenschaften beschrieben, die von Natur aus konstant sind und das Verhalten daher automatisch beeinflussen. (Vgl. NEULAND 1993: 728) Stattdessen werden soziale Einstellungen vielmehr als „gesellschaftlich vermittelte Produkte sozialer Lernprozesse“ (ebd.) angesehen. Als solche sind sie „entwicklungsfähig und veränderbar und in ihrer Aktualisierung von situationsspezifischen Bedingungen abhängig“ (ebd.). Diese Annahme, dass Einstellungen nicht als angeborene Persönlichkeitseigenschaften anzusehen sind, sondern als etwas, das im Laufe des Lebens durch soziale Interaktionen erlernt wird, unterstützt die Vorstellung von Einstellungen als dynamischen Konstrukten (vgl. LENZ 2003: 265). Beschreiben lassen sich Einstellungen in diesem Zusammenhang als

dynamische, prozessuale Größen, die in sozialen Interaktionsprozessen aus Sedimentierungen von eigenen und tradierten Erfahrungen entstehen, weiterentwickelt und variiert werden. Damit (re)agieren sie als Teil des interdependenten Kreislaufes aus Alltagswissen, Anwendung dieses Alltagswissens in konkreten Interaktionen, daraus resultierenden Erfahrungen und einer Redefinition des Alltagswissens. (Ebd.: 265– 266)

Beschäftigt man sich mit Allports Aussagen über Einstellungen näher, so wird deutlich, dass er bereits im Jahre 1935 darauf hinwies, dass ein Mensch durchaus auch widersprüchliche Einstellungen besitzen kann. Ein und dasselbe Objekt kann in einer Person unterschiedliche Meinungen hervorrufen. Man kann sich dies als eine Art Set von Einstellungen vorstellen, welches auf einen Einstellungsgegenstand referiert (vgl. HERMANN 2002: 73):

Oft sei es sogar der Fall, dass Menschen zwei vollkommen separate Mengen [...] von widersprüchlichen Einstellungen besitzen, eine für ihr Privatleben und die andere für die Öffentlichkeit, die sie aber beide subjektiv ehrlich vertreten, je nachdem, in welcher Rolle sie sich äußern (ebd.).

Was führt nun dazu, dass das eine Mal diese und das nächste Mal die andere Einstellung aktualisiert wird? Das hängt nicht von der Willkür eines Menschen ab, das Schlagwort ist hier der Kontext. Das Einstellungsobjekt darf nicht losgelöst vom Zusammenhang, in welchem es auftritt, gesehen werden (vgl. ebd.: 73–74), wobei diese Aussage, dass der Kontext berücksichtigt werden muss, auch auf die Äußerung von Spracheinstellungen übertragbar ist.⁸

Allport unterscheidet zwischen privaten und öffentlichen Einstellungen und hält fest: „Most people reserve for themselves the right to say one thing and to think another“ (ALLPORT 1935: 824). Bei Einstellungsuntersuchungen steht somit nicht automatisch fest, ob man nun die innere private Einstellung zu hören bekommt, was dann der Fall sein kann, wenn „the subject

⁸ Die Frage, inwiefern der Kontext Spracheinstellungsäußerungen beeinflusst, wird in Kapitel 4.2 ausführlich besprochen.

wholeheartedly and candidly cooperates“ (ebd.), oder ob man jene Antwort erfährt, die der öffentlichen Einstellung entspricht. (Vgl. ebd.)

3.2 Einstellungskomponenten

Die meisten SozialpsychologInnen nehmen eine mentalistische Beschreibung des Konzepts „Einstellung“ vor. Dabei lässt sich deren „innere Struktur“ mithilfe dreier Komponenten beschreiben: einer kognitiven, einer konativen und einer affektiven (auch emotiv oder evaluativ genannten) Komponente (vgl. HERMANN 2002: 65 und CASPER 2002: 16). „Die drei Komponenten von Einstellungen sind [...] drei Arten von Reaktionen auf Einstellungsobjekte, mit deren Hilfe die ihnen zugrunde liegende Einstellung erschlossen wird“ (CASPER 2002: 30).

Die kognitive Komponente fasst das „Wissen“, das man über ein Einstellungsobjekt hat, zusammen (vgl. ebd.: 16). Dies beinhaltet Meinungen, Vorstellungen und Überzeugungen über das besagte Objekt, wobei man hier von „klassifizierenden Vorstellungen, Konzepten bzw. sprachlichen Kategorien“ (NEULAND 1988: 57) sprechen kann. Geben Gewährspersonen an, dass beim Kommunizieren in dieser oder jener Varietät „Fehler“ gemacht werden, so fällt diese Aussage ebenfalls in diese Kategorie (vgl. ebd.), da die Befragten ihr subjektives „Wissen“ zum Ausdruck bringen, indem sie angeben, dass das Sprechen in dieser oder jener Varietät „Fehler“ mit sich bringe.

Beispiele für kognitive Spracheinstellungen, deren Referenzobjekt der Komplex »Sprache« ist, sind etwa Meinungen über Wesen und Funktion der Sprache und ihrer Varietäten, die in Äußerungen zum Ausdruck kommen wie „Dialekt ist die Sprache der Bauern“ (LENZ 2003: 263–264).

In Spracheinstellungsmessungen wird die kognitive Komponente mit Fragen erfasst, die die Gedanken, Meinungen und Überzeugungen der Befragten über Nutzen, Brauchbarkeit, Bedeutung und Funktion einer Sprache oder Sprachvarietät für die Ziele und Bedürfnisse der betroffenen Personen [...] betrifft (z.B. Tradition, Kultur, Bildung, soziales und berufliches Fortkommen) (CASPER 2002: 30).

Für vorliegende Untersuchung stellt die kognitive Komponente einen entscheidenden Part dar, da ein besonderes Interesse für die Frage gehegt wird, welchen Nutzen die Linzer Probandinnen in den einzelnen Varietäten/Sprechlagen sehen. Herausgefunden werden soll u. a., inwiefern es den Müttern wichtig ist, dass ihr Kind Dialekt bzw. die Standardsprache beherrscht. Welche Ziele verbinden sie mit dem Können der dialektalen Sprechweise und welche mit der standardsprachlichen?

Die affektive Komponente beinhaltet die begleitenden Emotionen, die im Zusammenhang mit dem Einstellungsobjekt hervorgerufen werden. Welche Gefühle bzw. Gefühlsqualitäten

weckt das jeweilige Objekt? (Vgl. NEULAND 1988: 57) Welche Gefühle kommen beispielsweise in mir hoch, wenn ich jemanden in „meinem“ Dialekt sprechen höre?

Viele unserer gängigen Bezeichnungen für Einstellungen machen diese emotive Komponente sogar explizit, die Einstellung *heißt* nach der emotiven Komponente der Einstellung, so bei ‚Fremdhass‘ und ‚Fremdenfurcht‘, bei ‚Wahrheits‘- und ‚Vaterlandsliebe‘ usw. (HERMANN 2002: 78, Kursivdruck im Original)

In diesem Zusammenhang kommt HERMANN (ebd.) zu der Erkenntnis, dass es sich bei der affektiven Komponente vermutlich um das Herzstück, um die wichtigste der drei Komponenten einer Einstellung handelt.

Unter der *konativen* Komponente versteht man die Verhaltenskomponente einer Einstellung. Hierzu gehören beispielsweise das Ablehnen oder die Übernahme einer bestimmten Sprechweise. (Vgl. NEULAND 1988: 57)

Die drei Komponenten sind nicht unabhängig voneinander zu sehen, sondern weisen einen chronologischen Zusammenhang bzw. eine Verflechtung ineinander auf: Zunächst muss Wissen über das Einstellungsobjekt vorhanden sein, wobei es auch ausreicht, wenn man nur glaubt, etwas darüber zu wissen. Existiert dieses „Wissen“, so kann eine Bewertung des Objekts vorgenommen werden. Diese emotionale Einordnung kann in die negative oder in die positive Richtung erfolgen. Diese Schritte stellen die Basis dar, auf welcher die Verhaltensintention fußen kann. (Vgl. CASPER 2002: 16)

Betrachtet man nun Spracheinstellungen näher, so lassen sich neben diesem grundlegenden strukturellen „Aufbau“ noch zwei weitere – für Spracheinstellungen spezifische – Einstellungskomponenten anführen, nämlich die instrumentale und die integrative Komponente.

Die instrumentale Einstellung bzw. Einstellungskomponente reflektiert pragmatische Überlegungen und bezieht sich auf Motive, die das Individuum bezüglich des Nutzens einer Sprache oder Varietät sieht (vgl. BAKER 1992: 31–32). Charakterisieren lässt sich diese als „a desire to gain social recognition or economic advantages“ (GARDNER / LAMBERT 1972: 14), z. B. durch die Beherrschung einer Sprache oder eben einer bestimmten Varietät. „An instrumental attitude [...] is mostly self-oriented and individualistic“ (BAKER 1992: 32). So kann beispielsweise die instrumentale Einstellung vorliegen, dass eine Sprechweise einem einmal vielleicht im Berufsleben nützlich sein kann, um einen angesehenen Arbeitsplatz zu bekommen.

Die integrative Komponente von Spracheinstellungen ist hingegen „mostly social and interpersonal in orientation“ (ebd.). Außerdem hat sie „conceptual links with the need for affiliation“

(BAKER 1976, zitiert nach BAKER 1992: 32). Charakterisieren lässt sie sich als „a desire to be like representative members of the [...] language community“ (GARDNER / LAMBERT 1972: 14). Geht es also darum, dass man sich zu einer bestimmten Sprechgemeinschaft zugehörig fühlen bzw. sich mit ihr identifizieren will, betrifft dies die integrative Komponente von Spracheinstellungen (vgl. BAKER 1992: 32).

3.3 Einstellungen und Verhalten

Mit ALLPORT (1935: 805) lassen sich Einstellungen als latente Verhaltensdispositionen definieren: „It is not behaviour, but the precondition of behaviour.“ In DEPREZ / PERSOONS (1987: 125) wird zum Zusammenhang zwischen Einstellung und Verhalten Folgendes festgehalten: „attitude has a lot to do with behaviour, but it is not behaviour; attitude means readiness to behaviour“. Dass der Ausdruck Disposition verwendet wird, deutet darauf hin, dass eine Einstellung nicht unbedingt ein bestimmtes Verhalten zur Folge haben muss (vgl. LENZ 2003: 263). Gesprochen wird also explizit nur von einer Bereitschaft zu einem Verhalten bzw. zu einer bestimmten Handlung. Das bedeutet in weiterer Folge, dass eine Einstellung nicht einfach mit dem Verhalten gleichgesetzt werden darf.

Die berühmteste Studie, in welcher die Differenz zwischen Einstellung und Verhalten besonders deutlich wird, ist jene von LaPiere aus dem Jahre 1934. Er untersuchte die Einstellungen von amerikanischen Hotel- bzw. Gaststättenbesitzern in Bezug auf die Akzeptanz von Chinesen als Gäste. Erstaunlicherweise gaben 92 % der Befragten an, keine Chinesen zu akzeptieren, wobei sie ein halbes Jahr früher genau das gegensätzliche Verhalten gezeigt hatten. Heutzutage wird daher die Tatsache berücksichtigt, dass man nicht annehmen kann, dass bei einem Menschen eine generelle (konstante) Einstellung vorliegt, die ein generelles (vorhersagbares) Verhalten hervorruft. Will man Verhalten vorhersagen, müssen auch andere Faktoren, die sich verhaltenssteuernd auswirken können, berücksichtigt werden. Zentral ist, dass sich Einstellungen durch ihre Spezifität und nicht durch ihre Undifferenziertheit auszeichnen und dass spezifische Einstellungen somit nur ein dazugehöriges spezifisches Verhalten zur Folge haben können und kein generelles und allgemeingültiges. (Vgl. CASPER 2002: 15–16)

Diese Differenz zwischen Einstellung und Verhalten lässt sich auch auf die Äußerung von Spracheinstellungen übertragen. So hebt LASAGABASTER (2004: 401) hervor: „there seems to be a gap between what people say (there expressed attitudes) and what they do (their actual

behaviour)”. „Since attitude is the feeling or opinion about something or someone [...] and it is not directly observable but rather has to be inferred from behaviour [...], it has to be measured via behavioural indexes of attitudes“. So stellen Äußerungen von Spracheinstellungen zwar eine Möglichkeit dar, um Einstellungen „sichtbar“ werden zu lassen (vgl. HOFER 2004: 223), aber entscheidend ist, dass man diese Differenz, die zwischen einer Einstellung, einer Einstellungsäußerung und dem Verhalten besteht bzw. bestehen kann, immer bewusst berücksichtigen muss.⁹ Gibt die Person, mit ALLPORTS (1935: 824) Worten, die private oder die öffentliche Einstellung bekannt? Wird die „wahre“ Einstellung angegeben oder wird aufgrund persönlicher Intentionen etwas anderes geäußert?

Festgehalten werden muss somit an dieser Stelle, dass man nur allein durch die Erhebung der Einstellung von Personen nicht weiß, wie sie sich im Endeffekt wirklich verhalten, auch nicht durch Fragen, die sich auf ein Verhalten in bestimmten Situationen beziehen. Man erfährt dabei, wie die Menschen glauben bzw. postulieren, sich zu verhalten. So betont MICKARTZ (1983: 62): „Eine Einstellungsmessung kann keine gesicherte Auskunft darüber geben, wie sich die Sache, auf die sich die Einstellung bezieht, in Wirklichkeit verhält, sondern nur darüber, wie eine bestimmte Anzahl von Personen meint, daß sie sich verhalte.“

Auch DAVIES (1999: 209) gelangt in ihrer Untersuchung zu dem Resümee: „Sprecher tun nicht immer das, was sie zu tun behaupten“. Einstellungen üben zwar einen Einfluss auf das Verhalten der Menschen aus, aber es muss festgehalten werden, „dass menschliches Verhalten durchaus auch einstellungskonträr sein kann“ (MAITZ 2004: 38). Ein gegensätzliches Verhalten kann sich im Besonderen genau dann zeigen, wenn „zu starke situationale Zwänge das individuelle Verhalten unmöglich machen“ (ebd.).

Das Forschungsinteresse im Rahmen vorliegender Arbeit liegt nicht im „wirklichen“ Sprachverhalten der Studienteilnehmerinnen, sondern in deren Spracheinstellungen. In dieser Einstellungsmessung wird folglich auch „nur“ untersucht, wie Mütter aus Linz zur Kommunikation mit ihren Kindern bzw. zu Varietäten/Sprechlagen der deutschen Sprache eingestellt sind. Es soll und kann damit aber nicht gezeigt werden, wie sich dies in realen Situationen äußert. Eine Einstellung und das Verhalten können eben nicht automatisch gleichgesetzt werden.

⁹ Auf die Differenz zwischen Einstellungsäußerungen, der „wahren“ Einstellung und der realen Praxis wird in Kapitel 4.2 detailliert eingegangen.

3.3.1 Exkurs: Einstellungs-Verhaltens-Modell

Will man die Relation zwischen Einstellung und Verhalten genauer bestimmen, sollten Einstellungs-Verhaltens-Modelle herangezogen werden. Das zurzeit prominenteste einschlägige Modell entstammt der Theorie des geplanten Verhaltens (theory of planned behaviour), welche aus der Theorie des überlegten Handelns (theory of reasoned action) hervorging. (Vgl. MAITZ 2004: 40)

Die „theory of reasoned action“, welche auf Fishbein und Ajzen zurückgeht, erklärt, dass, will man von Einstellungen auf das Verhalten schließen, die Verhaltensintention die entscheidende Komponente ist, zu welcher die Einstellung gemessen werden muss, und nicht das Objekt selbst (vgl. CASPER 2002: 97). Möchte man z. B. wissen, ob Eltern ihren Dialekt an ihre Kinder weitergeben, muss man direkt nach der Absicht bezüglich des entsprechenden Verhaltens fragen, also danach, ob sie den Dialekt an die Kinder weitervermitteln wollen, und nicht nur danach, ob sie den Dialekt mögen oder Ähnliches. Die Verhaltensintention, also die Absicht, eine Handlung auszuführen oder eben nicht, unterliegt wiederum dem Einfluss dreier Faktoren, zwischen denen eine wechselseitige Beziehung gegeben ist:

1. Einstellung zum Verhalten: Welche Auswirkungen erwartet man durch das Ausführen der speziellen Handlung und wie bedeutend sind diese Folgen für einen selbst? (Vgl. ebd.: 98)
2. Subjektive bzw. soziale Normvorstellungen: Hierbei geht es um den wahrgenommenen Druck, das jeweilige Verhalten zeigen zu müssen beziehungsweise nicht zeigen zu dürfen. Dieser Druck wird von der normativen Meinung beeinflusst (vgl. MAITZ 2004: 41:) „Social norms are determined by the person’s perception of the expectations of others and his/her motivation to comply with these expectations“ (VANDERMEEREN 2005: 1321). Die betroffene Person überlegt dabei, was Menschen, die für sie wichtig sind, von ihr erwarten. So fragt man sich, wie man agieren soll, damit die Normvorstellungen erfüllt werden. Andererseits spielt es dabei auch eine Rolle, ob man die Motivation hat, sich normgerecht zu verhalten. Will man sich überhaupt der Norm anpassen? (Vgl. MAITZ 2004: 41)
3. Wahrgenommene Verhaltenskontrolle¹⁰: Menschen haben eine Meinung darüber, ob ein bestimmtes Verhalten in realen Situationen leichter oder schwieriger ausgeführt werden kann. Die wahrgenommene Verhaltenskontrolle umfasst somit die Erwartungen

¹⁰ Die wahrgenommene Verhaltenskontrolle „ist das eigentliche Novum an der Theorie [des geplanten Verhaltens] im Vergleich zur Theorie des überlegten Handelns“ (MAITZ 2004: 41).

einer Person bezüglich der subjektiven Kontrolle über das Verhalten. Es findet eine Abwägung statt, inwiefern Faktoren auftreten, die unterstützend fungieren und inwiefern solche, die ein Hindernis für die Verhaltensausführung darstellen. Wichtig ist, welche subjektiven „Anwendungsmöglichkeiten“ für das Verhalten im alltäglichen Leben gesehen werden. (Vgl. CASPER 2002: 100–102)

3.4 Funktionen von Einstellungen

„Frage: Warum haben Menschen die Einstellung, die sie für richtig halten? Antwort: Einstellungen dienen der erfolgreichen Ausführung von Plänen und Zielen.“ (BIERHOFF 2006: 334)

Betrachtet man Einstellungen aus einer funktionalen Perspektive, so lässt sich festhalten, dass Einstellungen verschiedene Funktionen haben können:

Orientierung in der Welt: „Many attitudes help us to understand our world and to make sense of occurrences around us. They provide consistency and clarity in our explanation and interpretation of events“ (OSKAMP / SCHULTZ 2005: 88). „Die Wirklichkeit wird [auf Basis von Einstellungen] (vermeintlich) durchschaubar, verstehbar und voraussagbar“ (KAISER 2006: 17). Man kann sich dabei Einstellungen als eine Art „Referenzrahmen“ vorstellen, der als eine „Auffangstelle“ für neue Informationen fungiert. Passiert etwas in meiner Umwelt, so stellen mir meine Einstellungen die Möglichkeit zur Verfügung, das Geschehene einzuordnen, zu kategorisieren, zu interpretieren und zu vereinfachen. (Vgl. OSKAMP / SCHULTZ 2005: 88) In diesem Sinne lassen sich Einstellungen auch als eine Art Filter beschreiben, der unsere Wahrnehmung in eine bestimmte Richtung lenkt. Die Menschen konzentrieren sich folglich nur noch auf jene Phänomene, die ihr Filter durchlässt, also auf jene, die zu ihren Einstellungen passen, der Rest wird mehr oder weniger ignoriert, also einfach nicht mehr bewusst wahrgenommen. In diesem Zusammenhang werden auch häufig sogenannte „self-fulfilling prophecies“ aktualisiert. (Vgl. KAISER 2006: 17) Einstellungen stellen also eine wesentliche Konzeption dar, da sie die Informationsverarbeitung der Menschen beeinflussen (vgl. SCHOEL [u. a.] 2012: 166), weil Menschen „aufgrund ihrer Einstellung in voreingenommener Weise auf das Einstellungsobjekt“ (BIERHOFF 2006: 328) reagieren.

Darstellung zentraler Werte: Einstellungen sind wichtig für die Identität eines Menschen, denn sie geben dem Individuum die Möglichkeit, sich selbst darzustellen und zwar mit

jenen Werten, die als zentral und wichtig erachtet werden (vgl. KAISER 2006: 17). Man kann somit davon sprechen, dass Einstellungen eine „wertexpressive Funktion der Selbstdarstellung“ (NEULAND 1988: 57) aufweisen. „Entsprechend kann mir die Sprache einer Person [...] dabei helfen einzuschätzen, inwieweit die Person mir ähnlich ist“ (SCHOEL [u. a.] 2012: 165).

Soziale Anpassung: Indem Einstellungen einen „Teil unserer Selbstkonzepts darstellen“ (ebd.: 166), beeinflussen sie soziale Interaktionen. Spricht jemand einen Dialekt, der in mir ein Gefühl der Vertrautheit hervorruft, so könnte ich mich dieser Person näher fühlen und ihr mehr Vertrauen schenken als beispielsweise einer anderen, die eher standardsprachlich spricht, was mir eventuell weniger vertraut ist (vgl. ebd.). So erklärt CASPER (2002: 41): „Einstellungen fungieren als selektive Mechanismen in Interaktionsmustern, d.h. sie steuern die Auswahl der Interaktionspartner und die Art der Interaktion.“

Ziele erreichen: Einstellungen können dem Individuum dazu dienen, „eine bessere [...] Position in seiner sozialen Umwelt“ (KAISER 2006: 16) einzunehmen. „Positive Einstellungen werden mit Objekten, die die persönlichen Bedürfnisse befriedigen, negative Einstellungen mit Objekten, die Frustration verursachen, assoziiert“ (CASPER 2002: 39). Hier wird auch von der instrumentalischen Funktion von Einstellungen gesprochen. Für die Spracheinstellungen bedeutet dies, dass eine Varietät z. B. dann positiv bewertet wird, wenn deren Verwendung einen Beitrag zu Erfolgen im beruflichen oder auch im sozialen Leben leistet. (Vgl. ebd.) Dies besagt zugleich aber auch, dass man keine homogene Einstellung zu einer Varietät haben muss. So kann es beispielsweise sein, dass der Dialekt im privaten Bereich eine positive Resonanz mit sich bringt, was im Endeffekt zu einer positiven Bewertung des Dialekts im privaten Bereich führt, während die Standardsprache im beruflichen Bereich erfolgversprechender ist und aus diesem Grund aus beruflicher Perspektive auch positiv bewertet wird. Eine insgesamt bzw. teilweise negative Bewertung stellt sich also genau dann ein, wenn allgemein bzw. in diversen Bereichen des Lebens keine Funktionen in der Verwendung der Varietät gesehen werden bzw. die Verwendung vielleicht sogar vermeintlich negative Folgen hat.

4 Spracheinstellungen

Unter Spracheinstellung versteht man gemeinhin die individuelle positive oder negative Bewertung einer Sprache durch eine Person. Dabei muss nicht die Sprache als Ganzes gemeint sein. Auch Einstellungen zu Sprachvarietäten, Dialekten, Minoritätensprachen, zur Lernbarkeit einer Sprache werden unter dem Überbegriff Spracheinstellung gefasst. (BAKER 1992: 29, zitiert nach SCHMIDLIN 2011: 179–189)

„In der Erforschung der Rolle der Sprache im Prozess sozialer Wahrnehmung und sozialen Handelns treffen soziolinguistische und sozialpsychologische Interessen aufeinander“ (KAISER 2006: 14). Ende der neunzehnhundertfünfziger Jahre führte der kanadische Sozialpsychologe Wallace Lambert bereits Untersuchungen dazu durch, welche Eigenschaften HörerInnen Menschen aufgrund bestimmter Merkmale ihrer Sprache zuschreiben (vgl. ebd.). Auch die prominenten amerikanischen Soziolinguisten Joshua Fishman und William Labov arbeiteten schon in den neunzehnhundertsechziger Jahren mit Spracheinstellungen. So erhoben sie nicht nur „objektive“ Sprachdaten, sondern befragten die Gewährspersonen zugleich auch über das Prestige der jeweiligen Varietäten bzw. über deren Gebrauchsfunktionen (vgl. ebd.). Für den Beginn der Spracheinstellungsforschung im linguistischen Bereich wird dabei Labov als der zentrale Forscher angesehen. Er untersuchte u. a. die Einstellungen seiner InformantInnen zur Sprachvariation. Viele weitere Forschungsarbeiten, welche Spracheinstellungen in der Verbindung mit sprachlicher Variation zum Thema haben, gehen auf Labovs Erkenntnisse zurück. (Vgl. CASPER 2002: 21) Innerhalb Europas sind der britische Sozialpsychologe Howard Giles sowie der Linguist Peter Trudgill zu erwähnen. Seit den neunzehnhundertsiebziger Jahren beschäftigten sie sich mit wichtigen theoretischen und empirischen Aspekten von Spracheinstellungen. Im deutschsprachigen Raum lassen sich die ersten Spuren der Spracheinstellungsforschung in der Dialektologie finden. So ergänzte beispielsweise BESCH (1983) seine Untersuchung zum Rheinischen mit Befragungen der InformantInnen zum situativen Sprachgebrauch der jeweiligen Varietäten. (Vgl. KAISER 2006: 14)

NEULAND (1993: 724, Kursivdruck im Original) definiert dieses Gebiet der Sprachwissenschaft folgendermaßen:

Spracheinstellungen sind Forschungsgegenstand einer Soziologie und Sozialpsychologie der Sprache, die die sozialen Bedingungen und Wirkungen des Sprachgebrauchs nicht nur in ihren unmittelbar äußerlich manifesten Erscheinungsweisen erforschen, sondern die auch die Verarbeitung sozialer Wirklichkeit im Bewusstsein von Sprechern und Hörern berücksichtigen will.

Mit der Spracheinstellungsforschung möchte man „auch den symbolischen Wert bestimmen, den Sprachvarietäten für ihre Sprecher haben“ (FISHMAN 1975: 17). LENZ (2003: 270) beschreibt Spracheinstellungen als „Teil des Sprachwissens“, das

im weitesten Sinne all die Wissensbestände und Fähigkeiten [beinhaltet], die das sprachliche Verhalten ermöglichen und steuern. Neben dem sprachlichen Regelwissen sowie Sprachgebrauchsregelwissen sind auch die Spracheinstellungen, Meinungen, Urteile sowie Normvorstellungen der Sprecher als integrale Bestandteile dieses Wissens zu werten. (ZIEGLER 1996: 174)

Das Sprachwissen lässt sich als Ergebnis von Erfahrungen ansehen, welche individuell bzw. im Kontext sozialer Prozesse gemacht wurden (vgl. LENZ 2003: 271). In COOPER / FISHMAN (1974:

6) wird das Gebiet der Spracheinstellungen als weites Feld definiert, welches folgende Arten von Einstellungen umfasst:

attitudes toward a language (e.g., Hebrew) or towards a feature of a language (e.g., a given phonological variant) or towards language use (e.g., the use of Hebrew for secular purposes) or towards language as a group marker (e.g., Hebrew as a language of Jews) are all examples of language attitudes.

Auch BAKER (1992: 29) sieht diese „Weite“ der Spracheinstellungsforschung und spricht in diesem Zusammenhang von einem „umbrella term“. Je nach Forschungsschwerpunkt können verschiedene Arten von Spracheinstellungen im Zentrum stehen, wobei sich als Beispiele Einstellungen zu „language variation, dialect and speech style“ (ebd.) nennen lassen.¹¹

Wie bereits erwähnt kann die Einstellung zu einer bestimmten Varietät bzw. zum Gebrauch derselben je nach Anwendungskontext variieren: So kann die kognitive Komponente die Meinung reflektieren, dass die Standardsprache eine Notwendigkeit darstelle, um im beruflichen Bereich aufzusteigen, während in der affektiven Komponente die Liebe zum Dialekt vorherrscht, da er zum Beispiel „Heimat“ für die jeweilige Person symbolisiert. (Vgl. NEULAND 1988: 61) Auch in COOPER / FISHMAN (1974: 8) wird bei der Frage nach den Spracheinstellungen die Bedeutung des Kontextes, in welchem eine Sprache auftritt, hervorgehoben:

For example, some ultraorthodox Jews feel that Hebrew should be reserved for prayer and for the study of religious texts. The use of Hebrew for secular purposes is anathema to them. Thus, it would be misleading to assess attitude towards a language globally or in an uncontextualized fashion [...].

Für eine Untersuchung von Spracheinstellungen bedeutet dies, dass es nicht ausreicht, wenn man nur danach fragt, wie sehr der Dialekt bzw. die Standardsprache geschätzt werden. Um Näheres über die entsprechenden Einstellungen zu erfahren, sollten auch kontextuelle Aspekte in die Fragestellungen miteinbezogen werden. Für vorliegende Studie heißt das, dass die Probandinnen beispielsweise auch gefragt werden, ob die Beherrschung des Dialekts Vorteile mit sich bringen kann und wie wichtig sie die Standardsprache für die Kindererziehung finden.

LABOV (1963) konnte außerdem zeigen, dass sich die Mitglieder einer Sprachgemeinschaft durch gemeinsame Spracheinstellungen auszeichnen. Je nachdem, welche sprachlichen Merkmale benutzt werden, wird Menschen in ihrer Sprachgemeinschaft ein sozialer Status zugeschrieben. Labov kam zu der Erkenntnis, dass die Gruppenmitglieder keine von Individuum zu Individuum unterschiedliche Einstellung haben, sondern die jeweiligen Einstellungen zu diesen

¹¹ Für vorliegende Spracheinstellungsstudie sind besonders die Aspekte der Einstellung zu Sprachvariation und Dialekten relevant.

Varietäten teilen. (Vgl. COOPER 1974: 3) Spracheinstellungen fungieren also als „a defining characteristic of a speech community“ (COOPER / FISHMAN 1974: 5).

4.1 Die Relevanz der (Erforschung von) Spracheinstellungen

Trotz der Schwierigkeiten, mit denen Spracheinstellungsstudien zunächst zu kämpfen hatten, da ihre Relevanz aufgrund von fehlender „Objektivität“ bestritten wurde, ist man sich heute einig, dass sie für die Fragestellungen der Soziolinguistik eine zentrale Rolle spielen (vgl. KAISER 2006: 14).

Welche Bedeutung haben aber nun Spracheinstellungen? Ihre Relevanz ist zunächst „mit der sprach- und handlungssteuernden Macht, die solche subjektiven Meinungen, Einschätzungen, und Wertungen ausüben können“ (NEULAND 1993: 723), zu begründen. Auch wenn sie nicht als „objektiv“ gelten, können sie in gewisser Weise doch zu „Fakten“ werden, und zwar deswegen, weil die Sprachäußerungen die Sichtweise der linguistischen Laien widerspiegeln. Das bedeutet, dass sie zwar nicht unbedingt die (objektive) Realität darstellen, aber auf jeden Fall die Realität der SprecherInnen. (Vgl. BESCH 1983: 10) Auch wenn sie nicht der objektiven „Wahrheit“ entsprechen, sind sie insofern von Bedeutung, da sie in den Augen der Befragten wahr sind. Diese Tatsache hält auch MALLIGA (1997: 102) fest: Die Bedeutung einer Einstellungsbefragung ist damit zu erklären, dass

sprachliche Normvorstellungen nicht unabhängig von der sprachlichen Realität existieren. Sogenannte 'sozialpsychologische Determinanten', wie z.B. Loyalität oder Scham zur eigenen auch sprachlich vermittelten Herkunft, bestimmen zu einem großen Teil auch die Verwendung bzw. Vermeidung bestimmter Sprachformen.

Im Zusammenhang mit Spracheinstellungen erlangen Varietäten ein gewisses Prestige oder Stigma (vgl. DITTMAR 1996:17) und dies wiederum „erklärt Strategien des Sprachgebrauchs und Sprachwandelprozesse. Sprachbewahrung über Sprachstolz und Sprachkorrosion über geringes Sprachselbstwertgefühl sind Folgen von Einstellungen“ (ebd.). Indem InformantInnen also zu ihren Einstellungen befragt werden, können u. a. wertvolle Daten zu Sprachwandel und Spracherhalt gewonnen werden (vgl. NEULAND 1993: 724). Den Wert der subjektiven Äußerungen sehen auch SCHNEIDER / SPIEKERMANN / TILL (2009: 236):

Gerade in Bezug auf Sprachwandelphänomene spielen subjektive Urteile der Sprachbenutzer über die von ihnen verwendeten [...] oder in ihrer Umgebung gebrauchten [...] Varietäten eine große Rolle. Aussagen über Prestige- und Stigmavarietäten [...] lassen sich im Hinblick auf die soziale Stratifikation von Varietäten und letztlich auch auf die Ursachen von Sprachwandelphänomenen interpretieren.

Festzuhalten ist die Bedeutung der subjektiven Daten für das Sprachverhalten, also für die Wahl der jeweiligen Varietät:

Spracheinstellungen erklären häufig den Wandel und die Dynamik von Veränderungen in einer Sprachgemeinschaft. Daher gilt für viele Soziolinguisten der Grundsatz: Variation kann nicht ohne Einstellungen und Einstellungen können nicht ohne Bezug auf Variation beschrieben werden. (DITTMAR 1996:18)

‘Spracheinstellungen’ [...] stellen das subjektive Korrelat zur sprachlichen Variation (Varietätenlinguistik) dar. Vergegenständlicht als soziale Normen stellen sie entscheidende Steuerungsfaktoren für die Varietätenwahl und das Sprachverhalten in Situationen dar. (DITTMAR 1996: 2)

Aber nicht nur aus wissenschaftlicher Perspektive lässt sich festhalten, dass Spracheinstellungen bedeutend sind:

Die Tatsache, daß wir uns gegenseitig nicht nur nach unserem Aussehen, unserer Kleidung, unserem Verhalten, sondern auch nach unserer Sprache beurteilen, gehört zu den selbstverständlichen und daher so gut wie nie reflektieren Alltagserfahrungen (NEULAND 1988: 53).

Bei dem Einstellungsobjekt „Sprache“ fungieren „social markers“, worunter man sich verschiedene sprachliche Merkmale vorstellen kann, als Auslöser von Einstellungen. Diese Merkmale werden jedoch nicht isoliert, also nicht unabhängig von den SprecherInnen, wahrgenommen und anschließend bewertet. Die SprecherInnen und deren Sprache werden vielmehr meist als Einheit wahrgenommen, was dazu führt, dass Einstellungen gegenüber einer Sprache oftmals Einstellungen gegenüber den SprecherInnen darstellen. (Vgl. NEULAND 1993: 730)

Sprachliche Signale dienen als Identifikationsmerkmale in biologischer, sozialer und persönlichkeitspezifischer Hinsicht, indem sie Attributionen von Merkmalen des Alters und Geschlechts, von nationaler und regionaler Herkunft und Sozialstatus sowie von Persönlichkeitseigenschaften auslösen können (ebd.).

Sprachliche Phänomene werden häufig mit psychischen und sozialen Merkmalen verbunden. So wird z. B. geäußert, dass sich jemand selbstsicher oder eher unsicher bzw. dass sich jemand gebildet oder ungebildet anhört. Dies macht deutlich, dass sprachliches Verhalten eine soziale Bewertung erfährt. Besonders in Bereichen, in denen eine Beurteilung der Persönlichkeit oder der Leistung zentral ist, wie etwa in der Schule oder im Beruf, können Spracheinstellungen schwerwiegende Folgen nach sich ziehen. Indem Menschen aufgrund ihrer Sprechweise, zum größten Teil unbewusst, zum Beispiel eine geringe oder eben besonders große Intelligenz oder Lernbereitschaft zugeschrieben wird, können Spracheinstellungen die Kommunikationspartner in ihrem Verhalten stark beeinflussen. (Vgl. ebd.)

Wie es scheint, laufen solche Sprachbewertungsmechanismen weitgehend unbewußt ab: Als subjektiv-afektiv empfundene und gleichwohl sozial geteilte „Meinungen über Sprache“ entziehen sie sich in der Regel einer Reflexions- und Rationalitätskontrolle. Die Bedeutsamkeit der Bewertungen von Sprache, die sich im sozialen Handeln des Alltags als Bewertungen von Sprechern auswirken, erklärt sich vielleicht gerade aus diesem Umstand. (NEULAND 1988: 54)

4.2 Einstellungsausdrückungen, Einstellungen und reale Praxis

Spracheinstellungsstudien konfrontieren ForscherInnen mit einer wichtigen methodischen Tatsache, welche nicht außer Acht gelassen werden darf: Bei einer Befragung von Laien zur Sprache und zu ihrem Sprachverhalten werden keine Antworten gewonnen, die die „objektive Wirklichkeit“ abbilden. Das, was von ihnen geäußert wird, sind Meinungen, und als solche müssen sie auch behandelt werden. So dürfen Aussagen zum Sprachgebrauch nicht mit dem „realen“ Sprachgebrauch verwechselt werden. (Vgl. EICHINGER 2010: 433)

EICHINGER (ebd.: 434) fasst das, was es im Rahmen der Spracheinstellungsforschung zu berücksichtigen gilt, prägnant zusammen: „Der systematisch wichtigste Punkt [...] ist zweifellos, dass es sich bei Selbsteinschätzungen um die Äußerung von Meinungen handelt, deren Verhältnis zu realen Praxis und ihren systemischen Entsprechungen eher uneindeutig ist.“

Glaubt man nun, dass man bei der Befragung von Menschen zu ihren Einstellungen wirklich automatisch deren „wahre Einstellung“ hören würde, so wäre dies wiederum eine falsche Annahme. Eine Gleichsetzung von Einstellungen mit der realen Praxis ist nicht möglich und gleiches gilt für Einstellungsausdrückungen und Einstellungen. Die Unterschiede, die diesbezüglich bestehen können, lassen sich mit den Funktionen, die sie für die jeweiligen Personen aufweisen, begründen.

Welche Funktionen haben Spracheinstellungen und welche die Äußerung derselben für die jeweiligen Menschen?

Sie [Einstellungen] strukturieren die soziale Wirklichkeit, reduzieren deren Komplexität und machen diese für das Individuum erwartbar. In einer konkreten Kommunikationssituation [...] dienen sie [Spracheinstellungsausdrückungen] der sozialen Positionierung, tragen sie als sozial-erklärende oder sozial-differenzierende Sinnstrukturen zur Konstruktion von Identitäten und Alteritäten bei (TOPHINKE / ZIEGLER 2006: 206).

Spracheinstellungen dienen also einerseits der Strukturierung und Kategorisierung der Welt, während auf der anderen Seite durch die Äußerung von Spracheinstellungen Identitäten reflektiert werden. So kann die Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft ausgedrückt werden sowie eine Abgrenzung von einer anderen. Es kann auf diese Weise die Nähe zum Kommunikationspartner signalisiert oder Distanz zu diesem angezeigt werden. (Vgl. CASPER 2002: 151) TOPHINKE / ZIEGLER (2006: 210) betonen, dass die Äußerung von Einstellungen keinen Selbstzweck hat, sondern einen „sozialen und praktischen Sinn“: „So kann [...] eine Bewertung des Standarddeutschen als kühl und distanziert [...] auf den sozialen Zusammenhalt der Gruppe zielen und der Bestätigung und Bekräftigung der gemeinsamen Identität der [...] Dialektsprecher/-innen dienen“.

Wechselt der Kommunikationspartner, können zugleich auch die Einstellungsäußerungen variieren (vgl. CASPER 2002: 151). Daher spricht man in der Sozialpsychologie auch davon, „dass Einstellungen ausgehandelt werden“ (ebd.).

Im Zuge von Einstellungsäußerungen transportieren die SprecherInnen ein bestimmtes Selbstbild bzw. Selbstkonzept nach außen. Wird ein Objekt bewertet, so wird dabei nicht nur etwas über dieses ausgesagt, sondern auch die bewertende Person gibt etwas über sich selbst bekannt: Indem sie offenlegt, wie sie eingestellt ist, präsentiert sie sich als Mensch mit gewissen Einstellungen und Meinungen. Sie konstruiert damit folglich ein bestimmtes Bild von sich. (Vgl. TOPHINKE / ZIEGLER 2006: 210–211)

Vor diesem Hintergrund muss man davon ausgehen, dass Einstellungen in der Regel nur dann verbalisiert werden, wenn sie das Image des Befragten bzw. der Befragten nicht angreifen. Diese Ansicht lässt sich auch dadurch bekräftigen, dass Menschen den Drang haben, sich selbst im besten Licht zu zeigen. (Vgl. LENZ 2003: 268) Wenn ich will, dass man mich als tolerante Person wahrnimmt, werde ich jene Äußerungen von mir geben, die mich tolerant erscheinen lassen, und jene, die das Gegenteil zeigen würden, werde ich für mich behalten bzw. so adaptieren, dass sie mein Selbstbild als tolerante Person nicht stören.

Evaluative judgements have identity implications and involve identity constructions. [...] Hence, the speakers were not only giving their views on the fair [Einstellungsobjekt] but were also very much concerned with constructing a version of themselves as rational and responsible persons. (VERKUYTEN 1998: 315)

LENZ (2003: 268–269) betont, dass diese Selbstdarstellung mit einem „Streben nach Konsistenz“ verbunden ist. „People aim at consistency, because then they feel good“ (DEPREZ / PERSOONS 1987: 127). Die meisten Menschen wollen als vernünftig und verantwortungsbewusst gelten, und aus diesem Grund geben sie schließlich solche Aussagen von sich, die sie vernünftig und verantwortungsbewusst erscheinen lassen, wobei diese Tatsache ein konsistentes Antwortverhalten miteinschließt. Widersprüchliche Angaben könnten die befragten Personen hingegen in ein Licht der Unglaubwürdigkeit rücken, und aus diesem Grund sind widersprüchliche Einstellungsäußerungen bei ProbandInnen eher verpönt. Bei einer Befragung wird jedoch unbewusst durchaus auch widersprüchlich geantwortet.

Machen Gewährspersonen Angaben zu ihrem Sprachgebrauch, so haben sie dabei auch oftmals ein Bewusstsein darüber, dass die eigene Sprechweise eine Charakteristik der Sprecherin bzw. des Sprechers offenbart. Sprachvarietäten symbolisieren Zugehörigkeiten zu gewissen sozialen

Gemeinschaften. Sieht sich jemand als Sprecher einer Varietät, der er zu wenig Prestige zuschreibt, so könnte er dazu neigen, statt seinem „wahren“ Sprachgebrauch einen prestigereichereren anzugeben. Vertritt die Gewährsperson hingegen einen sehr dialektpflegerischen Standpunkt, so könnte eine dialektnähere Sprechweise angegeben werden (vgl. MALLIGA 1997: 102). Dass diese Tatsachen dazu führen können, dass man in Spracheinstellungsstudien nicht immer die „wahren Einstellungen“ der Befragten erfährt, sondern einige weitere Faktoren berücksichtigt werden müssen, lässt sich aufgrund des soeben Ausgeführten sehr stark vermuten.

Laut TOPHINKE / ZIEGLER (2002: 188) sind Einstellungsäußerungen daher immer im Rahmen dreier Aspekte zu behandeln:

Jede Einstellungsäußerung erfolgt im Kontext einer konkreten Interaktion (Mikrokontext). Diese Interaktion wiederum realisiert immer einen bestimmten Typ von sozialer Situation, etwa ein Interview (Mesokontext). Die soziale Situation schließlich ist innerhalb eines kulturellen Kontextes situiert, der all die Normen und Werte sowie all das kulturelle Wissen umfasst, das situationsübergreifend Gültigkeit hat und Relevanz besitzt [(Makrokontext)].

Macht man sich bewusst, dass Einstellungsäußerungen stets auch in einem Makrokontext erfolgen, so bedeutet dies, dass man bei der Interpretation der gewonnenen Daten die soziokulturellen Rahmenbedingungen nicht außer Acht lassen darf (vgl. ebd.: 187).

Innerhalb des Mesokontextes stellt sich die Frage, wie die jeweilige Person die Situation definiert. Handelt es sich um eine private Interaktion oder geht es um eine wissenschaftliche Erhebung? (Vgl. ebd.) Parameter „wie etwa Rollenmuster und das Verhältnis von Nähe und Distanz, Öffentlichkeit und Privatheit, Spontaneität und Reflektiertheit sowie die Freiheitsgrade in den Handlungsspielräumen“ (ebd.) spielen schließlich auf diese Weise eine Rolle.

Im Rahmen des Mikrokontextes wägt die befragte Person die situativen Faktoren, die in der konkreten Interaktion für sie von Bedeutung sind, ab. In diesen Prozess fließt zunächst das Situations-, Handlungs- und Weltwissen der Person mit ein, außerdem die Normerwartungen, die innerhalb dieser Situation nach subjektiver Meinung gestellt werden. Was erwartet der Interaktionspartner von mir und welche Interessen verfolgt er? Aber auch die eigenen Intentionen werden dabei berücksichtigt. Welche Ziele oder Zwecke möchte man selbst erreichen? Die Komponenten werden je nachdem, welcher davon mehr oder weniger Relevanz zugeschrieben wird, gewichtet. Nach diesem Muster erfolgen die Einstellungsäußerungen bzw. die Konstruktion eines bestimmten Selbstbildes. (Vgl. ebd.: 188)

Vor diesem Hintergrund lassen sich Spracheinstellungsäußerungen folgendermaßen definieren: Sie sind „eine Form sozialen Handelns und somit immer kontextuell eingebettet. Der Kontext bestimmt die Äußerungen von Spracheinstellungen“ (ebd.: 192).

Diese Ausführungen erklären die wichtige Tatsache, dass Einstellungen und Einstellungsäußerungen nicht einfach gleichgesetzt werden können. Die Äußerungen von Einstellungen lassen sich vielmehr als „eine gemeinsame Funktion der habitualisierten Einstellung zu einem »Objekt«, der wahrgenommenen normativen Erwartungen, der aktuellen individuellen Ziele sowie der je spezifischen Selbstdarstellungen“ (TOPHINKE / ZIEGLER 2006: 205) beschreiben. Einstellungsäußerungen werden also nicht nur von den dahinter liegenden Einstellungen in Bezug auf das Einstellungsobjekt bestimmt. Stattdessen erfolgen Meinungsäußerungen „in der Relevanzabwägung von persönlichen Intentionen und [...] Normerwartungen [...] und in Abstimmung auf das Selbstbild, das in der sozialen Situation vermittelt werden soll“ (ebd.: 215).

Aufgrund der soeben dargelegten Ausführungen plädieren TOPHINKE / ZIEGLER (2006: 205) im Rahmen der Einstellungsforschung für eine stärkere Berücksichtigung der „soziokulturellen, situativen und interaktionalen Kontextbedingungen von Spracheinstellungsäußerungen“. Im empirischen Teil wird bei der Interpretation der Ergebnisse daher versucht, diese Herangehensweise an Spracheinstellungsstudien zu beachten.

5 Die Wahrnehmungsdiagnostik

Die Diagnostik im deutschen Sprachraum beschäftigt sich seit Mitte der neunzehnhundertneunziger Jahre mit der Sichtweise des linguistischen Laien. Die Ursprünge dieser noch jungen linguistischen Problemstellung sind bei Dennis Preston zu sehen, der zahlreiche einschlägige Studien im US-amerikanischen Raum durchführte. Es etablierte sich dabei der Name *Perceptual Dialectology*. (Vgl. HUNDT 2011: 77) ANDERS (2010) prägte hierfür den Begriff der „Wahrnehmungsdiagnostik“. Im deutschen Sprachraum existieren für diese Disziplin noch einige weitere Termini, so z. B. *Laiendiagnostik*, *Volksdiagnostik*, *Alltagsdiagnostik* und *Ethnodiagnostik* (vgl. HUNDT 2010: 180 und SPIEKERMANN 2010: 223). HERRGEN (2011: 157) plädiert für den Begriff *Perzeptionsgeographie*. Auch die Bezeichnung *Perzeptionslinguistik* wird oftmals verwendet. Es lässt sich festhalten, dass „auch dies [...] ein Zeichen für eine sich eben erst etablierende Forschungsrichtung“ (HUNDT 2010: 180) ist.

Mit der Wahrnehmungsdiagnostik ist eine neue Forschungsrichtung entstanden: „Der Blick auf den linguistischen Laien, auf seine Sicht der Dialekte“ (HUNDT 2011: 78). Wie nehmen Personen, die keine ExpertInnen der Linguistik sind, die Sprache und ihre einzelnen Varietäten

wahr? Das Augenmerk liegt also auf der individuellen Sprachwahrnehmung der Menschen. (Vgl. SPIEKERMANN 2010: 222)

Als das ursprüngliche Herzstück der *Perceptual Dialectology* lassen sich zwar die Dialekte nennen (vgl. HUNDT 2009: 469–470), doch schon Preston erklärte, „dass das Alltagswissen über Varietäten sich nicht auf Dialekte beschränkt, sondern auch prinzipiell für alle anderen Sprachvarietäten von Interesse ist“ (ebd.: 470).

Die zentrale Frage, die innerhalb der Wahrnehmungsdiakktologie gestellt wird, ist „über welches Wissen linguistische Laien in Bezug auf einzelne regionale Substandardvarietäten verfügen“ (HUNDT 2011: 78), und damit verbunden wird auch gefragt, welche Einstellungen zu den jeweiligen Varietäten vorliegen (vgl. SPIEKERMANN 2010: 221). Im deutschsprachigen Raum stellen wahrnehmungsdiakktologische Arbeiten zurzeit noch ein eher unberührtes Feld dar (vgl. HUNDT / ANDERS / LASCH 2010: 11), aber eine Etablierung dieser Forschungsrichtung ist zu beobachten: „An der [...] [Christian-Albrechts-Universität] zu Kiel ist die Wahrnehmungsdiakktologie mittlerweile ein wichtiger Forschungsschwerpunkt der deutschen Sprachwissenschaft“ (HUNDT 2011: 77). Gegenwärtig wird mit dem Projekt „Der deutsche Sprachraum aus der Sicht linguistischer Laien“, welches sich der „Erforschung laienlinguistischer Konzeptualisierungen der deutschen Sprache“ widmet, unter der Leitung von Christina Ada Anders und Markus Hundt „wahrnehmungsdiakktologische Grundlagenforschung“ betrieben (Wahrnehmungsdiakktologie). Die Erhebungen im Rahmen dieses Projekts finden in Deutschland, Österreich, Liechtenstein, Luxemburg, Ostbelgien, Südtirol und der Schweiz statt. (Vgl. Wahrnehmungsdiakktologie) Ebenfalls eine perzeptionslinguistische Studie führt Andrea Kleene an der Universität Wien durch, wobei ihr Untersuchungsareal der bairische Sprachraum ist. (Vgl. KLEENE: Perzeptionslinguistik)

Die Wahrnehmungsdiakktologie ist mit der Spracheinstellungsforschung eng verbunden: Das Alltagswissen über Dialekte „ist immer auch verbunden mit Einstellungen, Bewertungen und Typologisierungen von Dialekten, so dass hier die Forschungen von Preston die Einstellungsforschung zu Sprachvarietäten in einigen Punkten deutlich vorangebracht haben“ (HUNDT 2009: 469). „Insgesamt betrachtet deckt die moderne Laiendiakktologie alle Bereiche der Einstellungsforschung [...] ab, d. h. sowohl kognitive (d. h. wissensbezogene), als auch affektive (d. h. wertungsbezogene) und [...] konative (d. h. verhaltensbezogene) Einstellungen“ (SCHNEIDER / SPIEKERMANN / TILL 2011: 238).

Innerhalb der *Perceptual Dialectology* gibt es verschiedene Forschungsschwerpunkte.¹² Um einen Überblick darüber zu bekommen, was man sich unter der Wahrnehmungsdiagnostik vorstellen kann, sollen an dieser Stelle einige der zentralsten Problemstellungen erwähnt und die gängigen Methoden vorgestellt werden, die in diesem Zusammenhang eingesetzt werden:

„Draw-a-map“ (ANDERS / HUNDT 2009: 481): Bei dieser Methode werden die InformantInnen dazu aufgefordert, jene Dialektregionen, welche ihnen bekannt sind, auf einer weitgehend leeren Landkarte einzutragen (vgl. ebd.). So wird der Frage nachgegangen, welche Vorstellungen Laien in Bezug auf die (z. B. deutschen) Dialekträume haben (vgl. HUNDT / ANDERS / LASCH 2010: 11). „Wie mentale Sprachkarten linguistischer Laien aussehen, wie sie beschaffen sind, nach welchen Strategien sie erstellt werden, welche Funktionen sie für die Laien haben“ und anderes wird im Rahmen der *Perceptual Dialectology* untersucht (ebd.).

„Correctness and pleasantness“ (ANDERS / HUNDT 2009: 481): Mit der Hilfe von Ratingskalen soll beurteilt werden, wie nahe bzw. wie fern die eingezeichneten Dialekte von der Standardsprache sind, außerdem sollen die Dialekte bezüglich Sympathie und Gefallen bewertet werden (vgl. ebd.).

„Dialect identification“ (ebd.): Die TeilnehmerInnen bekommen verschiedene Sprechproben aus dem Untersuchungsgebiet zu hören. Ihre Aufgabe ist es nun, das Gehörte regional zuzuordnen. Das Augenmerk liegt hier auf den sogenannten „Triggermerkmalen“. (Vgl. ebd.: 481–482) So soll nämlich herausgefunden werden, welche Merkmale eines Dialekts für HörerInnen ausschlaggebend sind, um eine/n SprecherIn einer Varietät zuzuordnen. Es geht also darum, saliente Dialektmerkmale herauszufiltern. Die Relevanz dessen lässt sich damit begründen, dass diese Merkmale im Endeffekt als Auslösefaktoren für Einstellungen, Meinungen und Vorurteile gegenüber einzelnen Varietäten angesehen werden können. (Vgl. HUNDT / ANDERS / LASCH 2010: 11-12)

„Qualitative data“: „Spracheinstellungen, Bewertungen und andere untersuchungsrelevante Themen werden im unstrukturierten direkten Interview erhoben“ (ANDERS / HUNDT 2009: 482). Visualisierung von Dialekten: Innerhalb der Wahrnehmungsdiagnostik gibt es auch eine kognitive Richtung, wobei hier mit der Methode gearbeitet wird, Dialekte zu visualisieren (vgl. SCHNEIDER / SPIEKERMANN / TILL 2011: 237). Diese Vorgehensweise basiert auf der Annahme, „dass lautliche Phänomene mit anderen Wahrnehmungsebenen mental verbunden sein können

¹² Die im Folgenden erwähnten grundlegenden Methoden der *Perceptual Dialectology* wurden in den neunzehnhundertachtziger Jahren von Preston entwickelt (vgl. PRESTON 1999: xxxiv–xxxv).

und Wissen und Urteile über Dialekte z. B. durch Ermittlung visueller Eindrücke erhoben werden können“ (ebd.).

Gefragt werden sollte auch, welche weiterführenden Erkenntnisse die *Perceptual Dialectology* für die Wissenschaft bringen kann. Ein wichtiger Grund, der sich hierfür anführen lässt und der, wie bereits erwähnt, allgemein die Bedeutung von subjektiven Daten hervorhebt, ist jener, der sich auf das Phänomen des Sprachwandels bezieht:

Alltagskonzeptualisierungen zu den Dialekten zeigen das Sprachbewusstsein der Sprachteilnehmer zu einer bestimmten Zeit auf. Diese Vorstellungen werden damit nicht nur zu Faktoren der Etablierung subsistenter Sprachnormen, sondern auch zu Erklärungsbausteinen für mögliche Richtungen des Sprachwandels in diesen Varietäten. Insofern kann also Alltagsdialektologie auch einen Beitrag zur Sprachwandelforschung leisten (HUNDT 2009: 473).

Diese Ansicht teilen auch PRESTON / NIEDZIELSKI (2000: viii): „Finally, folk linguistic beliefs may help determine the shape of language itself. It would be unusual to discover that what nonlinguists believe about language has nothing to do with linguistic change“.

6 Auf- und Abwertung von Varietäten

Wie jemand eine bestimmte Sprache oder Sprachvarietät bewertet [,] hängt [...] in erster Linie nicht von der grammatischen Struktur oder von der „Schönheit“ und [dem] Wohlklang der betroffenen Sprache ab. Vielmehr sind es die soziale, gesellschaftliche und wirtschaftliche Situation der Sprecher und ihrer Gruppe, die Persönlichkeit und das Identitätsbewusstsein der Sprecher und der Hörer, sowie die historischen und politischen Gegebenheiten, die die Reaktionen auf die jeweilige Sprache und deren Sprecher steuern (CASPER 2002: 9).

Auch HUNDT (2011: 94) bekräftigt diese Ansicht, indem er betont, dass es nicht an den Eigenschaften einer Varietät selbst liegt, wenn diese positiv oder negativ bewertet wird: „Es sind nicht in erster Linie die den Varietäten auf den verschiedenen Ebenen des Sprachsystems innewohnenden Eigenschaften, die zur Auf- oder Abwertung der Dialekte führen, sondern außersprachliche Faktoren bestimmen Wert und Unwert von Dialekten.“ Diese Hypothese, welche vorwiegend außersprachliche Faktoren als Auslösereize für die Bewertung von Sprachen bzw. Dialekten sieht und zurzeit die prominenteste Erklärung im Rahmen der Soziolinguistik für Prestige und Stigma von Varietäten darstellt, wird als *Normdekrethypothese* bezeichnet. Das bedeutet also, dass die Umgebungsfaktoren, wie etwa soziale und gesellschaftliche Aspekte, dazu beitragen, ob eine Sprechweise stigmatisiert wird oder als prestigereich gilt. (Vgl. HUNDT 2011: 92–94) Eine Varietät erlangt dann Prestige, wenn „diese von statushohen Gruppen in einer Gesellschaft gesprochen und sozial wie institutionell gefördert wird“ (SCHOEL / STAHLBERG 2012: 213). Zu Prestige und Stigma trägt aber auch bei, wie sich die SprecherInnen

der jeweiligen Varietäten selbst sehen. Übernehmen sie eine negative Sichtweise auf ihre Sprache oder haben sie stattdessen ein gesundes Selbstbewusstsein, welches sich darin zeigt, dass sie auch dann im Dialekt weitersprechen, wenn angenommen werden muss, dass eine standardsprachliche Sprechweise für manche TeilnehmerInnen am Gespräch leichter verständlich wäre? Wird der Dialekt selbstbewusst verwendet, so wird dieser allgemein eine positivere Bewertung erfahren. (Vgl. HUNDT 2011: 94)

Die *Eigenwerthypothese* hingegen fußt auf der Annahme, dass innersprachliche Faktoren als Auslöser für Spracheinstellungen fungieren (vgl. ebd.: 92). Während Dialekte oftmals als „rund“ und „gemütlich“ beschrieben werden, werden mit dem Lautbild der Standardsprache eher die Adjektive „kalt“ und „spitz“ assoziiert (ebd.: 93). Bis heute ist aber noch nicht geklärt, inwieweit Lauteigenschaften für die Bewertungen von Sprechweisen verantwortlich sind. Bereits bewiesen werden konnte jedoch, dass systeminhärente Eigenschaften nicht allein zur Auf- bzw. Abwertung von Varietäten führen, was wiederum die Bedeutung der Normdekrethypothese hervorhebt. (Vgl. HUNDT 2011: 92–93)

Studien, in denen Probanden mit Sprechproben aus Sprachen konfrontiert wurden, die sie selbst nicht kannten, das heißt, wo die Probanden mangels Sprachkenntnissen auch die mit den einzelnen Akzenten verbundenen Stereotype nicht kennen konnten, zeigten [...] deutlich, dass ohne die vorhergehende Kenntnis solcher Stereotype auch die Varietäten nicht per se negativ oder positiv bewertet werden [...]. Wenn die Probanden also die Varietäten nicht kennen (z.B. verschiedene chinesische Dialekte), kennen sie auch [...] die mit den Sprechern verbundenen Stereotype nicht. Fällt dieser Konnex weg, dann entfallen auch einheitliche Stigmatisierungen in der Regel. (Ebd.: 93)

CASPER (2002: 64) geht davon aus, dass Einstellungen zu einer Sprache bzw. Varietät sehr stark davon abhängen, welche Funktion die Sprache oder eben die Varietät für einen selbst haben kann. Sie erklärt, „dass die Funktionen einer Sprache, die in dem jeweiligen Sozialsystem eingebettet sind, die Spracheinstellungen bestimmen“ (ebd.: 65). In der funktionalen Theorie von Katz wird angenommen, dass jene Objekte, die Bedürfnisse erfüllen, also einen Nutzen für das Individuum haben, positive Einstellungen hervorrufen. Jene Objekte hingegen, die ein Hindernis für die Bedürfnisse darstellen oder gar Frustration evozieren, werden mit negativen Einstellungen verbunden. (Vgl. ebd.)

Daraus folgt, dass die Herausbildung bestimmter Einstellungen bzw. die Bewertung der Einstellungsobjekte davon abhängt, was die Individuen hinsichtlich der Verwirklichung ihrer Absichten und Ziele von dem Objekt erwarten [...]. [...] Daraus lässt sich [...] ableiten, dass Einstellungen zu einer Sprache von den subjektiv wahrgenommenen oder erwarteten Funktionen der bestimmten Sprache für bestimmte Ziele abhängen. (ebd.: 65–66).

7 Dialekt – Umgangssprache – Standardsprache

7.1 Die Varietäten der deutschen Sprache in Österreich

Festgehalten werden muss, dass eine moderne sozio- bzw. variations-/varietätenlinguistische Darstellung des österreichischen Sprachraums bzw. der deutschen Sprache im Österreich der Gegenwart noch nicht vorliegt. Dies betrifft insbesondere Untersuchungen gemäß dem Paradigma der „Sprachdynamik“-Theorie¹³.

Betrachtet man die sprachlichen Verhältnisse in Österreich, so lässt sich die gesprochene Sprache mit WIESINGER (2014: 87) in vier Varietäten gliedern, nämlich in den Basisdialekt, den Verkehrsdialekt, die Umgangssprache und die Standardsprache:

1. Die volkstümlich als ‚Hochdeutsch‘ bezeichnete Standardsprache,
2. die Umgangssprache als Ausgleichsprodukt zwischen Schriftsprache und Dialekt,
3. der Verkehrsdialekt, der großstädtischer Herkunft ist und sich vor allem bei der jüngeren Generation auf dem Land als Regionaldialekt durchsetzt,
4. der Basisdialekt als traditionsgebundener Ortsdialekt.¹⁴

Heutzutage besteht zwar laut WIESINGER (2014: 87–88) noch immer eine „gewisse Relation zwischen Sozialschicht und Sprachvarietät“, aber Tatsache ist auch, dass die Kommunikationssituation nun einen entscheidenden Einfluss auf die Sprechweise ausübt (vgl.: ebd.).

Bezüglich der Abgrenzung der einzelnen Varietäten voneinander lässt sich zunächst Folgendes festhalten: Ein Unterscheidungsmerkmal von Dialekt und Standardsprache wird gerne in ihrer unterschiedlichen funktionalen Dimension gesehen. Während die Standardvarietät oft mit formellen und abstrakten Gesprächsinhalten verbunden wird, hängt die Verwendung von dialektalen Varietäten häufig mit emotionalen Inhalten zusammen (vgl. MOOSMÜLLER / VOLLMANN 1994: 112). „Dialekt stellt auf der analogen Ebene eine spontane und engere Beziehung her zwischen den Partnern und wirkt so distanzmindernd und gruppenfestigend“ (LÖFFLER 2010: 142) LÖFFLER (ebd., Fettdruck im Original) spricht in diesem Zusammenhang auch von der „**atmosphärische[n] Kraft des Dialekts als Beziehungssprache**“. Nimmt man aber an, dass für diese verschiedenen Verwendungsweisen sprachimmanente Gründe ausschlaggebend wären, so handelt es sich laut MOOSMÜLLER / VOLLMANN (1994: 112) um eine

¹³ Vgl. hierzu SCHMIDT / HERRGEN (2011).

¹⁴ Diese Klassifikation Wiesingers reflektiert aber einen wohl nicht mehr zeitgemäßen Forschungsstand gemäß dem Theorierahmen der traditionellen philologischen Dialektologie bzw. Areallinguistik.

„Fehleinschätzung“. Für diese funktionale Trennung sind nicht die den Varietäten innewohnende Eigenschaften ausschlaggebend, sondern vielmehr müssen sozial-historische Aspekte berücksichtigt werden, die zu dieser funktionalen Abgrenzung führten. (Vgl. ebd.)

Dialekt und Hochsprache bewegen sich [...] nicht auf einer graduellen Skala von unten nach oben, in der der Dialekt die informelle, „schlampige“ Variante darstellt und die HS [Standardsprache] die formelle, artikulationsaufwendigere Form, sondern es handelt sich um zwei gleichberechtigte Systeme, die erlernt werden müssen, wobei jeweils das nicht in der Primärsozialisation erlernte System das für den Sprecher / die Sprecherin artikulationsaufwendigere ist (ebd.: 111).

Auch BRANDHOVE (1997: 13) definiert den Dialekt näher, indem sie der Frage auf den Grund geht, welche Funktion der Dialekt für seine SprecherInnen aufweist. So stellt sie die These auf, dass der Dialekt heutzutage eine besondere kommunikative Funktion hat. Früher wurde er noch als eine Sprachform angesehen, die eine Einschränkung bedeutete. Heutzutage hingegen rückt ein neuer Gedanke ins Zentrum: Das Sprechen des Dialekts geht nun nicht mehr mit einer Benachteiligung einher, stattdessen wird den SprecherInnen bewusst, dass diese Varietät ihnen (neue) Potenziale eröffnet, so die Möglichkeit, zu zeigen, wer man ist: Während

er früher Voraussetzung und Folge einer eher eingeschränkten und einschränkenden Ortszugehörigkeit und -loyalität und Ausdruck einer Einbindung in festgefügte familiäre und landwirtschaftliche Verhältnisse [war], so ist er nun [...] ein freies Mittel der sozialen Identifikation [...] [und ein] freiwilliges Bekenntnis zur regionalen Eigenheit, zur Verbundenheit mit vertrauten und geschätzten Lebensverhältnissen [...]. Gerade weil der negative Beiklang von Bauerntum und Rückständigkeit immer weiter zurückgedrängt wird, kann der Sprecher aus sich heraus dem Dialekt positiv neue Bedeutung zumessen. (Ebd.)

Diese neue positive Bedeutung des Dialekts, die laut Brandhove von dessen SprecherInnen heutzutage oftmals bewusst wahrgenommen wird, wird auch von NEULAND (1993: 739) gesehen: Der Dialekt erfährt nun eine neue soziale Bedeutung, da seine Verwendung einem „selbstbewusst-offensiven Gestus der Demonstration regionaler Zugehörigkeit“ gleicht. Die Aktivierung des Dialekts erlaubt es den Menschen, mittels Sprache zu zeigen, woher sie sind. Aus diesem Grund muss man auch nicht annehmen, dass die Dialekte bald „aussterben“, sondern kann sich stattdessen an dem Begriff der Dialektrenaissance orientieren, da der Dialekt „das Bedürfnis nach sprachlicher Identifikation“ (ebd.), welches vielen Menschen innewohnt, befriedigen kann. (Vgl. ebd.: 738–739)

Die Standardsprache lässt sich mit WIESINGER (2014: 88) als „regional gebunden[e] Realisierung der Schriftsprache“ definieren. Für AMMON / BICKEL / EBNER (2004: XXXVI) ist die „Standardsprache in Österreich die Sprache der Schriftlichkeit und jener mündlichen Sprechakte, die als öffentlich und/oder formell gelten, wie Ansprachen, Predigten, Vorlesungen [...] [oder] Nachrichten [...]“. Die Standardvarietät zeichnet sich außerdem durch ihre Kodifi-

zierung aus (AMMON 1995: 3). „Dies bedeutet, daß ihre Formen in einem ‚Sprachkodex‘ niedergeschrieben sind“ (ebd.). Bezüglich der Standardsprache ist besonders jene Tatsache erwähnenswert, welche besagt, dass der Wohnort einen entscheidenden Einfluss darauf haben kann, was man unter Standardsprache versteht. Je weiter weg man von den großen Zentren lebt, desto größer ist unter Umständen die Variationsbreite, die man der Standardsprache zugesteht. Für WienerInnen erlaubt eine standardsprachliche Sprechweise demzufolge meist weniger dialektale Abweichung als für LinzerInnen, während wiederum LinzerInnen möglicherweise weniger dialektale Variation dulden als beispielsweise MühlviertlerInnen. (Vgl. MOOSMÜLLER 1991: 21) Die Theorie von Zentrum und Peripherie besagt hierzu, dass „jedes Zentrum [...] in der Peripherie eines übergeordneten Zentrums“ (ebd.) liegt.

7.2 Dialekt-Standard-Kontinuum und Polyglossie in Österreich

Stellt man sich die Frage, wie man Dialekt, Standardsprache und Umgangssprache voneinander abgrenzen kann, so kommen AMMON / BICKEL / EBNER (2004: XLV–XLVI) hinsichtlich der Situation in Österreich – mit Ausnahme Vorarlbergs – zu folgendem Schluss:

Charakteristisch für das Verhältnis zwischen Standardsprache und Dialekt [...] ist der fließende Übergang zwischen den beiden Polen, den man als »Gradualismus« oder »Kontinuum« zwischen Dialekt und Standardsprache bezeichnet. Ein und dieselbe Person kann sich beim Sprechen – je nach Öffentlichkeitsgrad der Situation – in gleitenden Übergängen mal mehr zur Standardsprache und mal zum Dialekt hin bewegen.

Die sprachliche Realität im Großteil Österreichs lässt sich also als „Dialekt-Standard-Kontinuum“ beschreiben, da die Sprachverwendung von einem „fließenden Übergang zwischen rein standardsprachlichen und rein dialektalen Strukturen“ (ebd.: XXXVI) geprägt ist. Man kann sich dabei den Dialekt und die Standardsprache als die beiden extremsten gegensätzlichen Ausprägungen des Kontinuums vorstellen, wobei von den SprecherInnen meist eine Sprachform gewählt wird, die zwischen den Polen angesiedelt ist. Die dazwischen liegende Sprache bezeichnet Ammon zwar zusammenfassend als „Umgangssprache“, doch er gibt zu bedenken, dass sich diese manchmal mehr in die standardsprachliche und manchmal mehr in die dialektale Richtung bewegen kann. (Vgl. ebd.) Diesen Gedanken greifen auch BABOUR / STEVENSON (1998: 150) auf, denn sie unterscheiden zwischen einer dialektnahen und einer standardnahen Umgangssprache, wobei sich dies folgendermaßen begründen lässt: „Millionen von Deutschsprechern registrieren in ihrer alltäglichen, umgangssprachlichen Umgebung einen Unterschied zwischen ‚Hochdeutsch‘ und ‚Dialekt‘ und ordnen ihren eigenen umgangssprachlichen Stil der einen oder anderen Kategorie zu“ (ebd.). Auch andere Arbeiten im deutschen

Sprachraum, besonders jene im Bereich der Stadtsprachenforschung, sprechen sich für eine ähnliche Dimensionierung der Umgangssprache aus (vgl. ebd.).¹⁵

Neben der Tatsache, dass im bairischen Raum Österreichs diese fließenden Übergänge zwischen den einzelnen Varietäten existieren, ist auch festzuhalten, dass jeder Sprecher und jede Sprecherin mehrere Sprachformen zur Verfügung hat. „Jeder Mensch verfügt über ein Stilkontinuum und wählt je nach Situation einen eher formellen oder informellen Stil [...] bzw. kreiert die Situation durch die Stilwahl mit“ (KOTTHOFF 2006: 2510). Die SprecherInnen können sich im Grunde innerhalb des Kontinuums „hin- und herbewegen“, wobei aber nicht alle Sprechweisen von allen gleich gut beherrscht werden. Außerdem konnten geschlechtsspezifische Unterschiede festgestellt werden, nämlich dass Frauen das Kontinuum im Gegensatz zu Männern stärker nutzen. (Vgl. ebd.)

Die Wahl des für eine Äußerung dominanten Registers hängt von verschiedenen Parametern ab wie: soziale und regionale Herkunft des Sprechers oder der Sprecherin, Bildungsgrad, Einschätzung der Situation (öffentlich vs. privat) und der Gesprächspartner, Thema, emotionale Beteiligung und stilistische Absichten. (AMMON / BICKEL / EBNER 2004: XXXVI)

Die Sprachverwendung hängt in Österreich also von „geographischen, sozialen und situativen Faktoren ab“ (WIESINGER 2014: 96), was den Begriff der Polyglossie für Österreich passend erscheinen lässt. Man kann vor diesem Hintergrund auch von einem „situationsbedingten Codewechsel“ (KOTTHOFF 2006: 2510) sprechen, wobei hierfür häufig der Begriff *switching* verwendet wird.

Sprecher und Sprachform lassen sich also nicht einfach als untrennbare Einheit definieren, da die SprecherInnen die Möglichkeit haben, sich in Abhängigkeit von verschiedenen Faktoren – wobei sich besonders der Öffentlichkeitsgrad der Situation hervorheben lässt – für eine in ihren Augen passende und angemessene Sprachform zu entscheiden, was die Thematik der sprachlichen Variation ins Zentrum rücken lässt.

Da in vorliegender Untersuchung das Gespräch mit Kindern im Fokus steht, ist der Faktor Gesprächspartner besonders interessant. Welche Varietät/Sprechlage wird für die Sprache mit dem Kind vermeintlich verwendet und welche Gründe werden hierfür angeführt? Ein Augenmerk wird im empirischen Teil vorliegender Arbeit auch darauf gelegt, inwiefern laut Angaben der Probandinnen sprachliche Variation mit dem Thema der Äußerung, emotionalen Vorgängen während der Kommunikation bzw. besonderen stilistischen Bemühungen zusammenhängt.

¹⁵ In vorliegender Einstellungsuntersuchung bilden ebenfalls besagte vier Varietäten/Sprechlagen („Dialekt“, „nahe am Dialekt“, „nahe am Hochdeutschen“, „Hochdeutsch“) die Grundlage, da im Rahmen von Vorgesprächen mit LinzerInnen deutlich wurde, dass diese in ihrem Sprachbewusstsein häufig grob vier verschiedene Sprachformen unterscheiden.

8 Kommunikation mit Kindern

Wenn man Eltern zu ihrem Sprachgebrauch mit Kindern bzw. zu ihrer Einstellung in Bezug auf die Kommunikation mit Kindern befragt, erscheint es sinnvoll, zunächst darzulegen, wie dieses „Sprechen mit Kindern“ grundsätzlich beschaffen ist. Welche Rolle spielen die einzelnen Varietäten/Sprechlagen, die Menschen beherrschen, in diesem Kommunikationsgeschehen? Um diese für vorliegende Studie hoch relevante Frage zu klären, soll auf die Erkenntnisse von PENZINGER (1985 und 1994) eingegangen werden.

Penzinger beschäftigte sich mit dem Sprachverhalten von Grazer Müttern in der Interaktion mit ihren Kindern, welche sich im Vorschulalter befanden. Sie achtete bei ihrer Studie darauf, ob schichtspezifische Unterschiede zu beobachten sind, aber ein besonderes Augenmerk legte sie darauf, welche situationsspezifischen Faktoren häufig einen unterschiedlichen Varietätengebrauch hervorrufen.

Es ist allgemein anerkannt, daß die sog. Kompetenz des einheimischen Sprechers (auch die des einsprachigen) Sprechers mehrdimensional – und auch *mehrfunktional* ist. Daß er also über mehr als eine Variante verfügt, und daß er diese Varianten nicht wahllos, sondern abhängig von bestimmten Bedingungen und Intentionen verwendet. (PENZINGER 1994: 133, Kursivdruck im Original)

PENZINGER (ebd.) erklärt, dass Mütter beim Gespräch mit ihren Kindern eine spezielle Sprechweise benutzen: Sie achten darauf, dass sie sich einfach und redundant ausdrücken. So konnte beobachtet werden, dass Mütter im Gespräch mit Vorschulkindern Sätze verwenden, die meist nur fünf bis sieben Wörter enthalten. Wenn sie sich ärgern, nimmt die Satzlänge häufig zu. Weiters stellt PENZINGER (ebd.: 132) die These auf, dass Eltern bei der sprachlichen Sozialisierung ihrer Kinder darauf bedacht sind, ihnen eine Varietät beizubringen, die ein höheres soziales Prestige besitzt. Diese Vorgehensweise wählen sie, da sie die Hoffnung in sich tragen, ihrem Nachwuchs könne dadurch ein sozialer Aufstieg gelingen. „Besondern in Lebensräumen, in denen verschiedene Subsysteme zusammentreffen, die verschiedenes Prestige genießen (z.B. in Städten), wird nun von den Erziehungspersonen darauf geachtet, daß die Kinder eine prestigehältige, normnahe Variante erlernen und auch gebrauchen“ (ebd.).

Diese Tatsache ist auch für vorliegende Spracheinstellungsuntersuchung interessant. Geben die Linzer Mütter an, für das Gespräch mit ihren Kindern eine andere Varietät/Sprechlage zu gebrauchen als für andere alltägliche Kommunikationssituationen und womit begründen sie eine eventuelle Divergenz?

Festzuhalten ist, dass Menschen oftmals Probleme haben, eine ungewohnte Varietät für längere Zeit zu sprechen (vgl. PENZINGER 1994: 133). So ergeht es auch Eltern, wenn sie als sprachliche Modellpersonen fungieren wollen: Je ungewohnter einer Varietät für sie ist, desto weniger leicht können sie diese durchhalten. (Vgl. ebd.) Wenn nun Eltern selbst dialektal sozialisiert und im Laufe ihres Lebens nicht daran gewöhnt wurden, die Standardsprache oder eine Sprechweise, die dieser nahekommt, für längere Zeit zu verwenden, so könnten sie Schwierigkeiten haben, ihrem Nachwuchs nicht die eigene, also die für sie alltägliche, sondern eine andere Sprechweise beizubringen. Trägt man das Bewusstsein, dass einem die Standardsprache einfach nicht leicht genug fällt, in sich, so könnte dies einen Einfluss auf die Einstellung zum Kommunikationsverhalten mit dem Kind haben.

Für den Erwerb der kommunikativen Kompetenz sind in den ersten Jahren vor allem die Eltern verantwortlich. Sie agieren in Bezug auf die sprachliche Sozialisierung ihrer Kinder als Modellpersonen. (Vgl. PENZINGER 1994: 132) Besonders bis zum Vorschulalter nehmen sie die wichtigste Rolle in diesem Prozess ein. Ab dem Pflichtschulbereich werden auch andere Personen relevanter, wie zum Beispiel die LehrerInnen oder Gleichaltrige. (Vgl. ebd.) PENZINGER (ebd.) betont, dass bezüglich der Sprache immer stärker eine „Ver-Schulung“ sichtbar wird: „Eltern überlassen den Kindergartenanten die Spracherziehung“. Gerade die Aussage, dass in den Augen vieler Eltern die KindergartenpädagogInnen für die sprachliche Erziehung der Kinder verantwortlich sind, erscheint interessant. Im Fragebogen zu vorliegender Studie wird somit auch die Kommunikation im Kindergarten bzw. der Schule thematisiert. Welche Einstellung haben Mütter zur Sprache in diesen Bereichen des Lebens?

Nun stellt sich die Frage, welche Faktoren es sind, die zu einem Wechsel der Sprechweise (zum Code-Switching/-Shifting) führen können. Diese Ausführungen sind für vorliegende Sprach-einstellungsstudie deshalb relevant, weil in deren Rahmen auch der Fragestellung auf den Grund gegangen wird, inwiefern im Sprachbewusstsein der Mütter in Bezug auf das Gespräch mit ihren Kindern ein Switching-/Shifting-Verhalten vorhanden ist. Folgende Faktoren lassen sich im Zusammenhang mit Code-Switching/-Shifting als relevant hervorheben:

Kommunikation vor Publikum: Wie Mütter mit ihren Kindern interagieren, hängt oftmals von situativen Faktoren ab. So ist es für das sprachliche Verhalten häufig von Bedeutung, ob es sich in der Öffentlichkeit abspielt oder ob gar keine ZuhörerInnen vorhanden sind. (Vgl. PENZINGER 1985: 29) PENZINGER (ebd.: 20) erklärt, dass Mütter unter Beobachtung besonders stark „die Erzieherrolle hervorkehren“. Bei Anwesenheit anderer achten sie bewusster darauf,

wie sie mit dem Kind sprechen, wobei in solchen Situationen besonders gerne jene Varietät verwendet wird, der mehr Prestige zugeschrieben wird (vgl. PENZINGER 1994: 139). Diese „gesellschaftliche Kontrollfunktion“ wird aber nicht von allen Personen im gleichen Ausmaß ausgeübt: So gebe es „für die Mütter ‚gefährliches Publikum‘ (Lehrer, Ärzte [...]) und unkritische Zuhörer (der Vater [...])“ (PENZINGER 1985: 22, Kursivdruck im Original). Dass ZuhörerInnen das Sprachverhalten der Mütter beeinflussen können, ist u. a. darauf zurückzuführen, dass sie „ihre Kinder für das normgerechte Verhalten in der Gesellschaft“ vorbereiten wollen, wobei sich dies mit einem „*Probeauftritt* vor [...] der Gesellschaft“ vergleichen lasse (PENZINGER 1994: 139–140, Kursivdruck im Original). In der sprachlichen Sozialisierung geht es nämlich nicht nur darum, dass die Kinder eine Varietät, die sie im Alltag hauptsächlich verwenden, erlernen, sondern vielmehr auch darum, dass sie schlussendlich „die Fähigkeit zum Gebrauch verschiedener soziolektaler Varianten“ (ebd.: 123) intus haben. Das heißt, sie sollen dazu im Stande sein, ihre Sprechweise zu variieren und passend zu Kommunikationspartner, Kommunikationssituation bzw. Kontext zu wählen. Findet nun ein Interaktionsgeschehen in der Öffentlichkeit statt, so sind die Mütter in ihrer Rolle als Modellpersonen besonders stark gefordert.

Interessant ist nun für vorliegende Studie, ob Mütter bei Fragen zur Kommunikation mit ihrem Kind den Faktor „Öffentlichkeit“ als relevant angeben. Nehmen sie einen Wechsel der Sprechweisen in solchen Situationen bewusst wahr? Wird keine Veränderung wahrgenommen oder wird nur nichts in diese Richtung angegeben, da man sich nicht als eine Person sehen möchte, die mit ihrem Kind anders spricht, wenn gewisse ZuhörerInnen die Interaktion mitverfolgen können?

Emotionen und Affekt: Kommunizieren Mütter mit ihren Kindern, so sind in den Äußerungen viele emotionelle und affektive Komponenten zu finden (vgl. PENZINGER 1994: 142), da in der Mutter-Kind-Beziehung einerseits Gefühle eine zentrale Rolle spielen und andererseits das Kind erzogen werden muss, was oftmals nicht nur liebevolle, sondern auch strengere und konsequentere Worte erforderlich macht.

PENZINGER (ebd.: 141) führt an, dass bei emotionalen Äußerungen folgende Aspekte relevant werden: Zunächst einmal führt eine Emotionalisiertheit dazu, dass sich der Sprechstil grundsätzlich verändert, wobei die Emotion von positiver und von negativer Natur sein kann. So kann es sich dabei um freudvolle Aussagen handeln, wenn dem Kind beispielsweise etwas gelungen ist, aber auch um Aussagen, die den Ärger über etwas, das das Kind beispielsweise nicht befolgt, ausdrücken. Der Sprechstil, der in dieser speziellen Situation verwendet wird, kann sich

dabei in die standardsprachliche Richtung verändern oder auch in die dialektale. Diese Verschiebung hängt laut PENZINGER (1994: 142) von Folgendem ab:

privater Ärger, also größere Ich-Nähe der Emotion [,] wird sich eher der Intimsprache bedienen, wogegen offizielle Rüge sich eher der Mediennorm bedienen wird, um Distanzierung auszudrücken; [...] bewußt distanzschaffende Akte [bedienen] sich vorzugsweise standardnäherer Formen (Kommandosprache) [...], während eher ungesteuerte Zärtlichkeits- oder Wutausbrüche einen Rückfall in die Intimvariante verursachen.

„*Erziehliche Reglementierungsakte*“ werden laut PENZINGER (1985: 257, Kursivdruck im Original) gerne standardnah realisiert. Daher ist sie auch der Meinung, dass die Standardsprache eine starke autoritative Konnotation aufweist (vgl. ebd.) bzw. die Möglichkeit der Distanzierung mit sich bringt (vgl. ebd.: 46). Normalerweise hat man mit dem Kind ein intimes, vertrautes Verhältnis. Wird nun aber standardsprachlich zurechtgewiesen, kann man diese Rolle der Nähe leichter ablegen und signalisieren, dass nun etwas Ernsthaftes im Zentrum steht. Der Wechsel in die andere Varietät fungiert dann als eine Art „Sprechakt-Indikator“ (ebd.: 49).

Pädagogisch bedeutsame Wörter und Zitate: Indem eine bestimmte Varietät verwendet wird, man also wechselt und etwas dialektaler oder standardsprachlicher sagt, hebt sich das Gesagte vom restlichen Text ab. Durch die andere Varietät kann also eine Hervorhebung geschehen, wodurch für das Gegenüber deutlich wird, welchen Schwerpunkt das Gespräch hat. Diese besondere sprachliche Markierung findet häufig bei einem emotionalen Fokus der Interaktion, aber auch bei pädagogischen Interessen statt. (Vgl. ebd.: 24) Jene Elemente einer Äußerung, auf die Mütter aus pädagogischer Sicht einen besonderen Wert legen, werden dabei oftmals sehr standardnah realisiert. Erklärt man beispielsweise seinem Kind, dass Äpfel gesund sind, so ist eine standardnahe Aussprache typisch: „Äpfel sind gesund.“ PENZINGER (1985: 81) beobachtete weiters, dass Mütter gerne Zitate bzw. zitartige Äußerungen in das Gespräch einbauen. Dies verwundert nicht, da diese oftmals einen lehrhaften Charakter aufweisen, was für die Erziehung des Kindes natürlich erwünscht ist. Auch diese Zitate werden häufig in einer anderen Varietät artikuliert, da dabei ja jemand nachgeahmt wird und man nicht selbst die Person ist, die das Zitierte ursprünglich geäußert hat (vgl. ebd.).

„Vokabeltraining“: Außerdem erklärt PENZINGER (1985: 65), dass es ein sogenanntes „mütterliches Vokabeltraining“ mit normgerechter Lautung [gibt]: das ist eine [tulpe]“. In diesem Fall switchen Mütter besonders dann, wenn sie sich in der Öffentlichkeit aufhalten, für die Kommunikation mit ihrem Kind teilweise in eine normnahe Varietät. (Vgl. ebd.)

Interessant ist folglich, welche Sprechweise die Probandinnen im Rahmen der von mir durchgeführten Erhebung angeben, wenn es darum geht, wie sie mit Kindern kommunizieren, die

gerade das Sprechen lernen. Erfährt in diesem Bereich die Standardsprache eine besondere Betonung?

9 Subjektive Daten zum Sprachgebrauch in Österreich

9.1 Spracheinstellungen und soziale Faktoren

Da in vorliegender Spracheinstellungsuntersuchung herausgefunden werden soll, ob ein unterschiedlicher Bildungsgrad unterschiedliche Spracheinstellungen zur Folge hat, ist es wesentlich, bisherige Forschungsergebnisse zur Korrelation von Schichtzugehörigkeit und subjektiven Angaben zum Sprachgebrauch zu berücksichtigen. Welche Angaben machen nun Angehörige der „Unterschicht“ im Vergleich zu jenen der „Mittelschicht“ bzw. jenen der „Oberschicht“? Gibt es schichtspezifische Einstellungen?

Im STEINEGGER (1998) wurde die Frage gestellt, welche Sprechweise bei den ProbandInnen, die sich auf ganz Österreich verteilten, die bevorzugte sei, wobei die Varietäten „Dialekt“, „Umgangssprache“ und „Hochdeutsch“ zur Auswahl standen.¹⁶ Das Ergebnis war, dass die Schichtzugehörigkeit einen Einfluss auf die Antworten hatte.¹⁷ Besonders hinsichtlich des Dialekts zeigten sich unterschiedliche Ergebnisse. Dieser wird nämlich in der Unterschicht präferiert. Hier deklarierte ihn die Mehrheit, nämlich 76,4 %, als bevorzugte Sprechweise. Bei der Mittelschicht entschied sich immerhin noch beinahe die Hälfte für den Dialekt, während sich bei der Oberschicht nur noch ein Drittel der Befragten dafür aussprach. Bei der Oberschicht ist die Umgangssprache die beliebteste Varietät, wobei etwas mehr als die Hälfte diese als bevorzugte Sprechweise angab. Auch in der Mittelschicht rangiert die Umgangssprache mit 49,3 % noch sehr weit oben. Die Standardsprache weist in allen drei Gruppen nur sehr niedrige Ergebnisse auf. Der geringste Wert zeigt sich mit 0,9 % bei den Befragten der Unterschicht und der höchste mit 9,2 % bei der Oberschicht. (Vgl. ebd.: 153)

¹⁶ Die bevorzugte Sprechweise von ÖsterreicherInnen verteilt auf die jeweiligen Bundesländer ist in Abbildung 1 dargestellt.

¹⁷ Bei der Einteilung der ProbandInnen in soziale Schichten orientierte sich STEINEGGER (1998: 74) hauptsächlich an dem Beruf der Befragten, wobei er teilweise auch deren Schulbildung berücksichtigte. Zur Unterschicht wurden „Landwirte, [...] Arbeiter, Handwerker, [...] [gerechnet, zur Mittelschicht Personen aus dem] Dienstleistungssektor [...], niedere/mittlere Angestellte, medizinisch technische Angestellte [...] [und zur Oberschicht] Studenten, leitende Angestellte, höhere Selbständige, Lehrer, Kindergärtnerinnen, Künstler, Geistliche“ (ebd.: 74–75).

Da in vorliegender Untersuchung ausschließlich Frauen zu ihren Spracheinstellungen befragt werden, da die Kommunikation mit Kindern im Zentrum der Studie steht und zurzeit noch immer überwiegend Mütter diejenigen sind, die in den ersten Jahren die meiste Zeit mit dem Nachwuchs verbringen, soll auch noch die Thematik der Spracheinstellungen in Abhängigkeit vom Geschlecht näher beleuchtet werden.

Bezüglich der geschlechtsspezifischen Unterschiede fand STEINEGGER (1997) Folgendes heraus: Befragt nach der bevorzugten Sprechweise tendieren Männer im Vergleich zu Frauen zwar stärker zum Dialekt, doch die Unterschiede fallen relativ gering aus. 47 % der befragten Frauen sprachen sich für den Dialekt aus, während sich bei den Männern 52 % dafür entschieden. Ein besonders interessantes Ergebnis zeigt sich jedoch bei der Frage der Dialektbeurteilungen. Die ProbandInnen wurden gefragt, wie sie es finden, wenn Dialekt geredet wird, wobei es die Antwortmöglichkeiten „gut“, „schlecht“ und „von der Situation abhängig“ gab. (Vgl. STEINEGGER 1997: 164) Hier zeigt sich folgendes Bild:

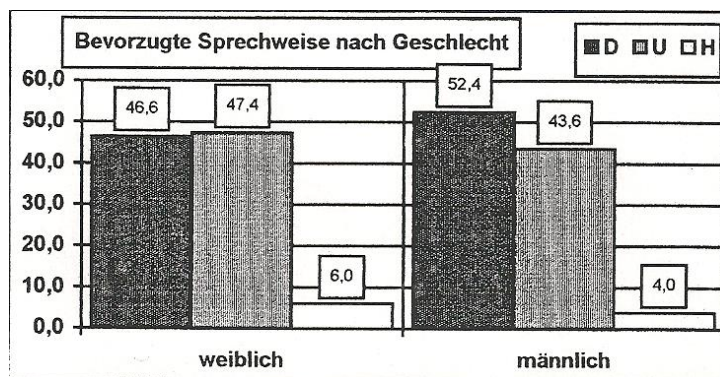


Abbildung 2: Bevorzugte Sprechweise nach Geschlecht (STEINEGGER 1997: 164)

Bei diesen Spracheinstellungsergebnissen fällt also auf, dass Frauen insgesamt stärker zu standardnäheren Sprechweisen tendieren als Männer.

9.2 Spracheinstellungen in Wien, Graz, Salzburg und Innsbruck

Nachdem in vorliegender Arbeit die Spracheinstellungen von Linzerinnen thematisiert werden, ist es natürlich auch von Bedeutung und interessant, einen Blick auf Einstellungen zur deutschen Sprache bzw. ihren Varietäten zu werfen, die in anderen Bundesländern Österreichs vorherrschen. Der Schwerpunkt wird dabei auf Wien gelegt.

Betrachtet man die Einstellungen der ÖsterreicherInnen zum Dialekt, so kommt MOOSMÜLLER (1991: 149), die Menschen aus Wien, Graz, Salzburg und Innsbruck bezüglich ihrer Spracheinstellungen befragte, zu der Erkenntnis, dass ihr Verhältnis dazu von deutlicher Ambivalenz geprägt ist: „Er [der Dialekt] wird gesprochen und gleichzeitig verleugnet, romantisiert und gleichzeitig stigmatisiert“ (ebd.), wobei aber festgehalten werden muss, dass ihre Gewährspersonen nur aus AkademikerInnen, PolitikerInnen und UniversitätsprofessorInnen bestanden. Dialekte und somit auch deren SprecherInnen würden häufig auf eine verdeckte Art und Weise diskriminiert werden. Moosmüller erklärt dies damit, dass eine offene Stigmatisierung von sozialen Gruppen heutzutage nicht mehr erwünscht ist, da wir in einer Gesellschaft leben wollen, die die Gleichheit aller zum Ideal hat. Aus diesem Grund wird der Dialekt oftmals zunächst zwar positiv bewertet, wobei diese positive Aussage dann sogleich mit einem „aber“ abgeschwächt wird. (ebd.: 152)

Diese negativen Stereotypisierungen mittels Sprache dienen der Abgrenzung [...], und zwar im Fall von Dialekten der schichtspezifischen Abgrenzung nach ‘unten’. So kommt der Sprache die Aufgabe zu, die hierarchische Gliederung der Gesellschaft symbolhaft zu übernehmen: Hochsprache = ‘Oben’ (obere soziale Schichten), Dialekt = ‘Unten’ (niedere soziale Schichten). (ebd.)

Eine besonders negative Konnotation erhält der Dialekt dann, wenn er als „fehlerhaft“ bezeichnet wird. „Denn immer wieder wird bemängelt, daß Dialektsprecher/innen ‘Fallfehler’ [...] machen, daß sie ‘wie und als’ nicht unterscheiden können, daß sie ‘wegen’ und ‘trotz’ mit Dativ verwenden.“ (ebd.: 161) Oft existiert kein Bewusstsein darüber, dass es sich hierbei um eine eigene Sprachform handelt, die über ihre eigenen Regeln und ihr eigenes System verfügt (vgl. ebd.). Wenn kritisiert wird, dass DialektsprecherInnen sprachliche Fehler machen, so wird damit nicht nur die Varietät als „nicht richtig“ eingestuft, vielmehr wird den SprecherInnen selbst auch die Eigenschaft zugeschrieben, dass sie sich nicht richtig ausdrücken können. Daraus lässt sich auch die Stigmatisierung ableiten: Wer über eine „fehlerhafte“ Sprechweise verfügt, befindet sich demzufolge auch nicht auf demselben Intelligenzniveau wie jemand, der sich „richtig“ ausdrücken kann. Die Standardsprache wird als die korrekte Sprache angesehen und alles,

was von dieser Norm abweicht, bekommt das Attribut „falsch“ auferlegt. Bei solch einer Sichtweise auf den Dialekt liegt es nur nahe, dass Eltern das Bedürfnis haben, ihren Kindern das „richtige Sprechen“ beizubringen.

MOOSMÜLLER (1987: 171) bescheinigt ihren Wiener Gewährspersonen der Mittelschicht¹⁸ eine beinahe durchwegs negative Einstellung zum Dialekt. Sie sieht in den Ergebnissen ihrer Studie eine Bestätigung dafür, dass der Dialekt in Österreich oftmals negativ besetzt ist und jene Sprechweise darstellt, die häufig mit den unteren sozialen Schichten der Gesellschaft verbunden wird. Wien bescheinigt sie eine besonders starke schichtspezifische Sprachverwendung (vgl. ebd.: 33–34), da in ihrer Untersuchung „fast alle Informanten ein stark bis eingeschränkt negatives Verhältnis zum Wiener Dialekt [...] [haben]. Der Wiener Dialekt ist demnach eine Varietät, von der sich die Mittel- und Oberschicht abzugrenzen versucht“ (ebd.: 34). „Die meisten Informanten haben [...] ihr positives Verhältnis zum Dialekt dahingehend eingeschränkt, daß die mit niederen sozialen Schichten assoziierte Sprachform nicht akzeptiert wird“ (ebd.: 178).

Ein „gepflegtes Wienerisch“ wird durchaus oftmals positiv gesehen, aber viele grenzen sich vom „derben, breiten“ Dialekt ab (ebd.: 172). Ein gänzlich positives Einstellungsverhältnis zum Dialekt weisen nur sehr wenige der Befragten auf. Festzuhalten ist aber, dass hingegen bei Personen der unteren Mittelschicht und der Unterschicht auch so manche positive Einstellungen gegenüber dem Dialekt vorhanden sind. (Vgl. ebd.: 173)

SCHONER (2011) beschäftigte sich in ihrer Diplomarbeit ebenfalls mit den Einstellungen von WienerInnen zu Varietäten der deutschen Sprache, wobei sie LehrerInnen und Eltern bzw. Erziehungsberechtigte befragte. Bei der Frage nach dem Stellenwert des Dialekts in Wien bescheinigten 80 % der LehrerInnen dieser Varietät nur einen mäßigen bzw. sehr geringen, während bei der Standardsprache 70 % von einem sehr hohen bzw. hohen Stellenwert sprachen. (Vgl. ebd.: 51) Bei der Befragung der Eltern zeigten die Antworten die gleiche Tendenz (vgl. ebd.: 71). Fragte man die WienerInnen danach, ob sie sich selbst als DialektssprecherInnen bezeichnen würden, so verneinten dies ganze 70 % (vgl. ebd.: 74).

¹⁸ Die Zuordnung zur sozialen Schicht erfolgte in MOOSMÜLLER (1987: 81) nach den Kriterien „Beruf und Bildung sowie soziale Herkunft (Beruf und Bildung der Eltern)“. Der Mittelschicht entsprechen dabei „akademische Berufe mit sozialer Herkunft aus der Mittelschicht oder unteren Mittelschicht. Der unteren Mittelschicht entsprechen Berufe mit gehobener Schulbildung und sozialer Herkunft aus der Unterschicht. Der unteren Schicht entsprechen Berufe mit Grundschulausbildung.“ (Ebd.: 81)

Wichtig erscheinen auch jene Ergebnisse, die sich mit den Varietäten in der Kommunikation mit Kindern beschäftigen. Welche Sprechweisen geben WienerInnen hierbei an?

Die Erziehungsberechtigten geben zu insgesamt 82,5% an, „manchmal“ oder „nie“ mit ihrem Kind im Dialekt zu reden. Am „häufigsten“ wird mit den Kindern in der Standardsprache gesprochen (50%), während die Umgangssprache ebenfalls eine starke Anwendung findet. So geben insgesamt mehr als die Hälfte (55%) der befragten Wiener Eltern an, „häufig“ oder sogar „immer“ mit ihren Kindern in der Umgangssprache zu reden (ebd.: 85).

Festzuhalten ist also, dass die WienerInnen in dieser Studie zum größten Teil betonen, im Umgang mit Kindern vorzugsweise Standardsprache bzw. Umgangssprache zu sprechen. Diese Varietäten dominieren aber nicht nur im Bereich der Erziehung, sondern auch bei der Frage nach dem Gesprächsverhalten im Kontakt mit Gleichaltrigen (vgl. ebd.: 92).

Der Dialekt ist aber nicht vollkommen aus dem Bewusstsein der befragten WienerInnen „verschwunden“. 55 % betonen, sie würden in bestimmten Situationen durchaus Dialekt mit den Kindern sprechen. Geht es darum, den Nachwuchs zu tadeln, verwenden viele, ihren Angaben nach, den Dialekt (vgl. ebd.: 88–89).

9.3 Gründe für den Gebrauch des Dialekts

MALLIGA (1997), die in Villach untersuchte, welche Gründe Menschen für den Gebrauch des Dialekts angeben, und PATOCKA (1986), die in ganz Österreich Menschen zu Ihrem Sprachgebrauch befragte, fanden Folgendes heraus:

Viele sprechen sich für die Verwendung des Dialekts aus, weil es sich dabei um jene Sprechweise handelt, die sie gewöhnt sind. Sie hätten ihn von ihrer frühen Kindheit an gelernt, sind also mit ihm aufgewachsen und sehen ihn daher als ihr „normales“ Sprachverhalten an. Damit hängen auch jene Äußerungen zusammen, die besagen, dass diese Varietät am besten beherrscht werde bzw. am einfachsten und am bequemsten sei. (Vgl. MALLIGA: 1997: 146–147 und PATOCKA 1986: 49) Sind die InformantInnen mit dem Dialekt groß geworden, so wird dieser gerne auch als „eigentliche Muttersprache“ klassifiziert (PATOCKA 1986: 48). Diese Sprechweise vermittele das Gefühl von Heimat und Geborgenheit (vgl. ebd.).

Wichtig sind auch jene Aussagen, die mit der Annahme zusammenhängen, dass der Dialekt in der näheren Umgebung der Befragten die übliche Sprachform sei. Hierbei wird deutlich, welche Bedeutung eine Varietät in sozialer Hinsicht haben kann. Es herrscht das Gefühl vor, dass, würde man sich der Standardsprache bedienen, man eventuell zum sozial Ausgegrenzten werden könnte. Die Befragten erklären, sie würden Dialekt sprechen, um nicht als überheblich und

abgehoben zu gelten (vgl. ebd.: 49). Mit der Verwendung des Dialekts lasse sich eine Verbindung zum Gegenüber herstellen. Man könne damit signalisieren, dass eine Zusammengehörigkeit besteht. So wird erwähnt, dass sich dadurch ein „Draht zum Gegenüber“ herstellen lasse (MALLIGA 1997: 147). Der Dialekt könne, laut Informanten, nicht nur ein „Zusammengehörigkeitsgefühl“ erwecken, sondern zugleich als Mittel zur Abgrenzung von anderen Personenkreisen fungieren (ebd.: 152). In diese Kategorie fallen auch jene Angaben, welche besagen, der Dialekt sei „nicht so vornehm“, man wirke „somit natürlicher“, „wenn man nicht so gekünstelt redet“ (STEINEGGER 1998: 130).

Weiters wird deutlich, dass der Dialekt oftmals als die Varietät des privaten Umgangs angesehen wird. So werde innerhalb der Familie, im engen Umfeld bzw. mit Gleichgesinnten Dialekt gesprochen. (Vgl. MALLIGA 1997: 147)

Besonders zentral ist, dass der Dialekt die emotionale Sprache darstellt, die Sprache des Gefühls. So lautet eine Begründung für die Verwendung des Dialekts: „Dem Gefühl nach“ (ebd.) Für höchst emotionale Momente wird der Dialekt als die richtige Varietät angesehen: „Bei einer Liebeserklärung. Das Hochdeutsche käme mir blöd vor“ (ebd.: 152). Jene Aussagen, die die „Ausdrucksstärke“ des Dialekts hervorheben, sind beliebt. „Der Dialekt ist blumiger und lebhafter“ (PATOCKA 1987: 49). So sei dies in manchen Situationen die einzige Sprechweise, die passend wäre: „In gewissen Situationen paßt nur der Dialekt. Er ist die Seele einer Sprache“ (MALLIGA 1997: 152).

Insgesamt wird deutlich, dass dem Dialekt viel mehr als nur eine rein kommunikative Funktion zugeschrieben wird. Mit HUFSCHEIDT (1983: 26) könnte man sich fragen, ob diese besonderen Fähigkeiten schon im „Wesen“ des Dialekts verankert sind oder ob es doch daran liegt, dass er die „erste Sprache“ darstelle. HUFSCHEIDT (ebd.) kommt zu dem Ergebnis:

Eine Antwort darauf fällt schwer. Naheliegender ist [...] jedoch das zweite: nicht die sprachliche Struktur, die sprachlichen Möglichkeiten der Mundart dürften entscheidend sein, sondern die psychologischen Komponenten, die Erfahrungen des Sprechers mit Mundart in der Phase der Spracherlernung.

STEINEGGER (1998: 130) fasst seine Ergebnisse folgendermaßen zusammen:

Ganz eindeutig überwiegt bei den Begründungen der dialektalen Sprechweise der soziale und psychologische Aspekt. Das Umfeld und die (erziehungsbedingte) Gewohnheit sind genauso entscheidend wie das damit verbundene Gefühl der Fremdheit, das sich beim Gebrauch einer anderen Sprachlage einstellt.

9.4 Sprachvarietäten im Rahmen der Kindererziehung

Fragt man ÖsterreicherInnen, mit welchen Personen sie welche Varietät sprechen, so fällt auf, dass die Verwendung des Dialekts besonders häufig im familiären Bereich angegeben wird. Dies ist nicht verwunderlich, da der Dialekt allgemein als Sprache des Nahbereichs bzw. der Familie gilt. Kinder gehören zu diesem vertrauten Personenkreis, aber die Aussagen der InformantInnen besagen, dass mit diesen, im Vergleich zu den restlichen Familienmitgliedern, viel weniger Dialekt gesprochen werde und auch weniger als mit KollegInnen und Freunden (Vgl. PATOCKA 1986: 36): „Nur 38,2% der Befragten geben an, mit ihren Kindern Dialekt zu sprechen. Damit liegt dieser Wert um 20 bis 25% niedriger als im übrigen familiären Bereich.“ (Ebd.) Dieses Ergebnis lässt darauf schließen, dass die Kommunikation mit Kindern von besonderen Mechanismen beeinflusst wird (vgl. ebd.). STEINEGGER (1998: 132) erklärt dies mit dem „Erziehungsfaktor“: „Da Sprache als wesentliches Instrument sozialen Handelns dient, ist es wichtig, den Kindern den Umgang mit diesem Instrument durch vorbildhafte Verwendung beizubringen“.

Fragt man ÖsterreicherInnen danach, mit welchen Personen es günstig sei, Dialekt zu sprechen, so dominieren hierbei jene des engen persönlichen Umfeldes. An der Spitze stehen dabei Familienmitglieder. An oberster Stelle liegen die Großeltern, gefolgt von den Eltern und schließlich von den Geschwistern (vgl. PATOCKA 1986: 44). Diese Angaben entsprechen dem gängigen Klischee, welches besagt, dass der Dialekt „als Sprache des Alters, der Beschaulichkeit usw.“ (ebd.) gilt. Die Thematik „Sprechen mit Kindern“ führt zu bemerkenswerten Ergebnissen, wenn nach der Vorteilhaftigkeit des Gebrauchs von Dialekt gefragt wird. Allgemein lässt sich festhalten, dass oftmals behauptet wird, Dialekt (in verschiedenen Situationen) zu verwenden, während zugleich angegeben wird, diese Sprechweise in den besagten Kontexten als nicht günstig zu erachten. Dieser Widerspruch wird vor allem bei der Kommunikation mit Kindern sichtbar: 38,2 % der InformantInnen behaupten, mit Kindern Dialekt zu sprechen, aber nur 32 % empfinden diese Varietät als eine günstige Wahl (vgl. ebd.).

Auf Begründungen, warum Menschen in ihrer Selbstwahrnehmung Dialekt verwenden, wurde bereits weiter oben eingegangen. Aber aus welchen Gründen entscheiden sich Menschen in der Kindererziehung für eine bestimmte Varietät?

Insgesamt kann festgehalten werden, dass die Gewährspersonen bei diesem Thema starke Emotionen zum Ausdruck bringen. So wird beispielsweise betont, dass es höchst problematisch sei, wenn Kinder mit dem Dialekt aufwachsen und dann in der Schule völlig unvorbereitet auf die Standardsprache treffen. Dies würde unweigerlich große Schwierigkeiten zur Folge haben. Patocka führt dies darauf zurück, dass heute viele Kinder vom Land weiterführende Schulen im städtischen Bereich besuchen. Somit seien im Vergleich zu früher mehr Menschen von dieser Problematik betroffen. (Vgl. PATOCKA 1986: 55) Der Unterschied zwischen Patockas Untersuchung und vorliegender Studie besteht darin, dass die Befragten bei letzterer aus dem Linzer Raum stammen. Die Kinder kommen also nicht vom Land in die Stadt, von dieser „Barriere“ sind sie nicht betroffen. Dennoch stellt sich die Frage, inwiefern die Angaben zur sprachlichen Sozialisierung mit schulischen Aspekten zusammenhängen.

Mit STEINEGGER (1998: 136) lassen sich die Begründungen für die Verwendung der Standardsprache folgendermaßen zusammenfassen: Neben der Relevanz für die Schule, zu welcher auch die Bedeutung der standardsprachlichen Kompetenz im Sinne der Beherrschung der Grammatik und der Rechtschreibung der deutschen Sprache überhaupt gehören, wird auch erklärt, dass die Standardsprache ganz allgemein für das spätere Leben, für die Ausbildung und den Beruf wichtig sei. Die Eltern wollen ihre Kinder mit dieser Sprechweise auf die Zukunft vorbereiten, da angenommen wird, dass diese Varietät in vielen Bereichen des Lebens immer wieder gebraucht werden könnte. Auch das Argument der Relevanz des „richtigen Sprechens“ wird oftmals angeführt. Die Standardsprache wird immer wieder als „richtige Sprache“ deklariert, da es sich hierbei um die Schriftsprache und um die Norm handelt.

Das Sprechen im Dialekt wird im Gegensatz zur Standardsprache oftmals als „falsch“ klassifiziert, als fehlerhaft. Wenn betont wird, diese Varietät klinge derb, so kommt jene Sichtweise zum Ausdruck, die besagt, dass der Dialekt die Sprache der bäuerlichen Bevölkerung bzw. der unteren Schichten sei. Eine Entscheidung gegen den Dialekt wird auch damit begründet, dass dieser im Laufe der Zeit ohnehin nebenbei und von selbst erlernt werden könne. Manche sprechen sich auch für die Standardsprache aus, da diese für die leichtere Verständigung notwendig sei und damit Sprachbarrieren verhindert werden könnten. (Vgl. ebd.)

Bei den Begründungen pro Standardsprache heben sich zwei Argumente durch ihre besonders häufige Nennung von den restlichen Begründungen ab: Der Komplex „schulischer Bereich“ liegt an der Spitze, wobei 38,3 % der befragten ÖsterreicherInnen dieses Argument anführen. Dass die Sprache „richtig“ gelernt werden soll, liegt an zweiter Stelle der Nennungen. Hierfür sprechen sich 36,5 % der Befragten aus. (Vgl. ebd.)

9.5 Spracheinstellungen in Linz

Da in vorliegender Studie untersucht werden soll, welche Spracheinstellungen bei Linzer Müttern vorherrschen, müssen natürlich Forschungsergebnisse bezüglich der Einstellungen von LinzerInnen zu den einzelnen Varietäten des Deutschen Berücksichtigung finden. An dieser Stelle sollen die Erkenntnisse aus SOUKUP (2009) vorgestellt werden, da dies eine äußerst aufschlussreiche Studie zu Spracheinstellungen in Linz ist. Ihr Ziel war dabei u. a., herauszufinden, welche Assoziationen LinzerInnen mit standardsprachlicher und im Gegensatz dazu welche sie mit dialektaler Sprechweise verbinden.

Für ihre Untersuchung verwendete Soukup die sogenannte Matched-Guise-Technik (auch Doppelrollenverfahren genannt). Beschäftigt man sich mit den Methoden der Spracheinstellungsforschung, so zeigt sich, dass hierbei ebenfalls vieles von der Sozialpsychologie übernommen wurde. Ein Beispiel hierfür ist die genannte Methode, die heutzutage nach wie vor sehr oft im Rahmen soziolinguistischer Arbeiten angewendet wird. Diese Methode wurde in den neunzehnhundertsechziger Jahren von dem Sozialpsychologen Lambert entwickelt. Untersucht werden soll damit, wie HörerInnen SprecherInnen, deren Stimme sie auf Tonbändern zu hören bekommen, subjektiv bewerten. (Vgl. CASPER 2002: 21).

Soukup fragte sich im Rahmen ihrer Studie: Wie werden Menschen eingeschätzt, die Dialekt sprechen, und wie werden jene wahrgenommen, die die Standardsprache sprechen? Es zeigte sich, dass Dialekt und Standardsprache durchaus unterschiedliche Bewertungen hervorrufen, auch wenn es sich bei der Sprecherin bzw. dem Sprecher um ein und dieselbe Person handelt. Das bedeutet, dass man die auftretenden Bewertungsunterschiede nicht auf die individuellen Sprechereigenschaften der jeweiligen Person zurückführen kann, sondern im Endeffekt nur auf die jeweilige verwendete Varietät.

[...] the dialectal speakers were perceived as more natural, honest, emotional, relaxed, and likeable than their standard speaking peers, as well as having a better sense of humor. Yet they were also judged to sound more aggressive. By contrast, the standard speakers were perceived as more polite, intelligent, educated, gentle, serious, and refined, but also sounding more arrogant. (SOUKUP 2009: 127)

In sum [...] the present study has found that speaking in dialect is regarded negatively as concerns the projection of low intelligence, education, seriousness, politeness, and refinement as well as more aggressiveness; but it is regarded positively concerning likeability, honesty, emotionality, relaxedness, humor, and above all naturalness. (ebd.: 129).

Anhand dieser Ergebnisse, also der Tatsache, dass die Verwendung bestimmter Varietäten dazu führt, dass den SprecherInnen bestimmte Charaktereigenschaften zugeschrieben werden, wird nochmals deutlich, welche großen Auswirkungen Spracheinstellungen auf Interaktionsprozesse

haben können. So können standardsprechende Personen in bestimmten Situationen bevorzugt werden, da ihnen z. B. eine höhere Intelligenz zugeschrieben wird, während manchmal dialekt-sprechende Menschen einen Vorteil haben könnten, wenn beispielsweise Eigenschaften wie Ehrlichkeit und Natürlichkeit gefragt sind.

Soukup fragte ihre ProbandInnen außerdem, in welche Region sie die gehörten Standard-sprecherInnen einordnen würden. Viele StudienteilnehmerInnen glaubten, dass diese aus Wien kommen würden. Manche gaben sogar Deutschland als Antwort. Daraus lässt sich die Schluss-folgerung ziehen, dass OberösterreicherInnen die Standardsprache oftmals als eine Varietät an-sehen, die nicht in ihrer Heimatgend zu lokalisieren ist. Es handelt sich somit bei Standardsprache um ein Fremdgruppenphänomen. In ihren Erkenntnissen sieht Soukup somit eine Bekräftigung der Ergebnisse in MOOSMÜLLER (1991), woraus hervorgeht, dass die öster-reichische Standardsprache häufig als Sprache der oberen sozialen Schichten Wiens angesehen wird. (Vgl. SOUKUP 2009: 121–122)

Die ProbandInnen wurden im Rahmen von offenen Fragen auch direkt zu ihren Einstellungen befragt: „Wie wirkt dialektaler Sprachstil im Allgemeinen auf Sie? [...] Wie wirkt hochsprach-licher Sprachstil im Allgemeinen auf Sie?“ (ebd.: 122) Hier zeigte sich ebenfalls, dass die Ver-wendung unterschiedlicher Varietäten offensichtlich unterschiedliche Assoziationen hervor-ruft:

[...] where dialectal speech sounds “natürlich” (‘natural’), “persönlich” (‘personal’), “volksnah” (‘of the people’), and “ehrlich” (‘honest’) but also “ungebildet” (‘uneducated’), standard sounds “gekün-stelt”/“künstlich” (‘artificial’), “formell”/“förmlich” (‘formal’), and “distanziert” (‘distant’), but is most widely comprehensible, as well as the objective language of science and the educated elite (“nur Gebildete reden so” – ‘only educated people talk like that’). (Ebd.: 124)

Bemerkenswert ist, dass Dialektgebrauch im Zusammenhang mit der Demonstration von Iden-tität im Bewusstsein der Linzer ProbandInnen offensichtlich tief verankert ist: „A repeated theme was the depiction of dialectal style as a symbol of personal identification – be it identification with the speaker, with one’s ‘own people’, or with the style itself“ (ebd.: 123).

10 Die empirische Untersuchung

10.1 Grundlegendes zum Untersuchungsdesign

Die empirische Untersuchung wurde auf Basis einer Fragebogenerhebung durchgeführt. Der Fragebogen stellt im vorliegenden Fall deshalb eine geeignete Erhebungsmethode dar, da auf diese Weise eine relativ große Datenmenge generiert werden konnte. Für den Fragebogen spricht darüber hinaus die Tatsache, dass im „Bereich der Linguistik [...] Fragebögen vor allem zur Ermittlung von [...] Einstellungen des Sprechers zu bestimmten sprachlichen Varietäten [dienen]“ (ROTHSTEIN 2011: 70). Auch KAISER (2006: 26–27) hebt die Bedeutung von Fragebögen für die direkte Messung von Spracheinstellungen hervor: „Fragebögen [...] wurden und werden häufig und erfolgreich zur Untersuchung von Spracheinstellungen benutzt“. Die Probandinnen hatten im Rahmen der für vorliegende Studie durchgeführten Erhebung die Möglichkeit, den Fragebogen online auszufüllen, da mittels „www.soscisurvey.de“ (SoSci Survey 2006–2014) gearbeitet wurde. Es handelt sich hierbei um eine Plattform für Online-Umfragen, wobei die Nutzung dieses Angebots für nicht kommerzielle wissenschaftliche Arbeiten kostenlos ist. Für eine Online-Befragung spricht u. a. die „Standort-Freiheit“ für die ProbandInnen. Mit der URL und dem Passwort des Fragebogens können sie die Befragung an jedem beliebigen Standort, an welchem sie einen Internetzugang haben, durchführen. Je unkomplizierter eine Befragung für TeilnehmerInnen ist, desto eher sind sie wohl auch bereit, daran teilzunehmen. Auch die Spezifik der Stichprobe (junge Probandinnen) lässt eine Online-Erhebung besonders sinnvoll erscheinen.

Die Einstellungsuntersuchung wurde in einem Zeitraum von circa einem Monat durchgeführt, nämlich vom 5. August bis zum 9. September 2014, wobei der Fragebogen insgesamt von 50 Probandinnen vollständig ausgefüllt wurde.¹⁹

Bevor der endgültige Fragebogen ausgeschickt wurde, erfolgte ein Pretest. Dabei wurde überprüft, ob beim Ausfüllen des Fragebogens Verständnisschwierigkeiten oder andere Probleme auftreten. Außerdem konnte mit Hilfe der Vortesterinnen der durchschnittliche Zeitaufwand, welchen das Bearbeiten des Fragebogens in Anspruch nimmt, berechnet werden. Die Pretests wurden einerseits online, andererseits auch face-to-face durchgeführt. So zeigte sich nicht nur,

¹⁹ Unter vollständig wird hier verstanden, dass der Fragebogen bis zur letzten Seite bearbeitet wurde bzw. dass alle geschlossenen Fragen beantwortet wurden.

ob ein reibungsloser Ablauf gewährleistet ist, wenn die Teilnehmerinnen den Fragebogen allein ausfüllen, sondern es konnte ein detailliertes Feedback zu den einzelnen Fragen eingeholt werden. Durch diese Vorgehensweise konnte der Fragebogen bedarfsgerecht optimiert werden.

10.2 Die Stichprobe

Die Stichprobe umfasst naheliegenderweise ausschließlich weibliche Personen, wobei für die Studie nur Mütter ausgesucht wurden, die mindestens *ein* Kind haben, das sich gerade im Kindergartenalter befindet, was bedeutet, dass dieses zwischen drei und sechs Jahren alt ist. Neben den Kriterien „Mutter [eines Kindes im Kindergartenalter]“ war es für die Untersuchung außerdem unumgänglich, dass die Probandinnen „Linzerinnen“ sind. Es wurden somit nur Personen in die Studie miteinbezogen, die in Linz geboren und aufgewachsen sind, die meiste Zeit ihres Lebens in Linz verbracht haben und außerdem auch aktuell in Linz wohnen. Festzuhalten ist dabei, dass festgelegt wurde, dass alle Orte, die sich in einem Umkreis von circa zehn Kilometern rund um Linz befinden, ebenfalls noch als klassifikatorisch zu Linz gehörig angesehen wurden.

Es war im Hinblick auf den begrenzten Umfang der Stichprobe wichtig, diese möglichst homogen zu halten, da auf diese Weise validere Ergebnisse erwartet werden können. Männer und Frauen können sich in ihren Einstellungen unterscheiden²⁰ und aus diesem Grund fiel die Entscheidung darauf, nur ein Geschlecht zu befragen.²¹ Als Versuchspersonen wurden die Mütter und nicht die Väter gewählt, da diese auch in der heutigen Zeit nach wie vor jene Gruppe sind, die in den ersten Jahren eines Kindes die meiste Zeit mit diesem verbringen. Wie bereits weiter oben erwähnt wirken sich besonders jene Einstellungen, die in den ersten Jahren des Lebens erworben werden, besonders prägend aus. Diese Tatsache spricht ebenfalls für die Mütter als Probandinnen. Gerade in der Zeit, in der die Kinder das Sprechen lernen, werden Eltern ganz allgemein stark mit der Thematik „Sprache“ konfrontiert. Somit erklärt sich auch, warum darauf geachtet wurde, dass die Teilnehmerinnen ein Kind im Kindergartenalter haben. Das Kriterium „Linz“ war natürlich deswegen wichtig, weil dieser Ort im Fokus der Studie liegt. Da sich Einstellungen in Abhängigkeit von äußeren Faktoren auch ändern können, wäre es nicht

²⁰ Vgl. hierzu Kapitel 9.1.

²¹ Zunächst wurde auch überlegt, sowohl Mütter als auch Väter zu befragen, da dies einen geschlechtsspezifischen Vergleich ermöglicht hätte. Diese Vorgehensweise wurde jedoch verworfen, da man davon ausgehen kann, dass sich – hätte man beide Elternteile befragt – Mütter und Väter beim Ausfüllen der Fragebögen sehr stark gegenseitig beeinflusst bzw. die Fragebögen vielleicht sogar gemeinsam ausgefüllt hätten.

sinnvoll gewesen, Probandinnen auszuwählen, die zwar in Linz geboren und aufgewachsen, aber später beispielsweise nach Wien gezogen sind.

Bei der Auswahl der Probandinnen wurde darauf geachtet, nur Mütter in der Stichprobe zu berücksichtigen. Da Fragen zur Kommunikation mit Kindern im Mittelpunkt meiner Einstellungsuntersuchung stehen, hätten Probandinnen, die keinen Nachwuchs haben, Schwierigkeiten damit gehabt, Fragen wie „Wie sprechen Sie mit Ihrem Kind im Alltag?“ zu beantworten. Um allen die Möglichkeit zu geben, zu antworten, hätte man die Fragen umformulieren müssen, wie z. B.: „Wie soll man mit Kindern im Alltag sprechen?“ Dies würde aber zu heterogenen bzw. verzerrten Ergebnissen führen, da es sich hierbei offensichtlich um zwei unterschiedliche Fragestellungen handelt. Während die erste Frage konkret auf das Sprachverhalten abzielt, zielt die zweite Frage auf die Normvorstellungen der Probandinnen ab, also nicht darauf, wie sie glauben (bzw. behaupten) zu sprechen, sondern darauf, was sie glauben (bzw. behaupten), was varietätenspezifisch gesprochen werden soll. Um diese Problematik auszuschalten, scheint eine Beschränkung der Teilnehmerinnen an der Erhebung auf Mütter ein probates Mittel zu sein.

Die Rekrutierung der Probandinnen stellte sich aufgrund der eng gefassten Kriterien als sehr schwierig und zeitaufwendig dar. Viele Linzerinnen, die Kinder im passenden Alter gehabt hätten, kamen nicht ursprünglich aus Linz, andere erfüllten zwar dieses Kriterium, hatten aber keine Kinder bzw. keine im geeigneten Alter. Die grundlegende Idee war zunächst, mit der sogenannten Schneeballmethode zu arbeiten. Hierbei hätten nur einige Personen erreicht werden müssen und diese hätten im Anschluss Kontakte zu weiteren Teilnehmerinnen hergestellt. Diese Methode funktionierte nur in sehr geringem Maße. Hervorgehoben werden soll an dieser Stelle aber auch, dass es einzelne gab, die keine Mühen scheuten, um in ihrem Bekannten- und Verwandtenkreis weitere Probandinnen rekrutieren. Im Endeffekt wurde der Großteil der Informantinnen schließlich persönlich „angeworben“, wobei das Herausfiltern geeigneter Teilnehmerinnen einen enormen Arbeitsaufwand bedeutet. Nachdem die Kriterien abgeklärt waren, wurden die Teilnehmerinnen um ihre E-Mail-Adressen gebeten, an die sie schließlich URL und Passwort des Fragebogens geschickt bekamen.

Auf die Rekrutierung der Probandinnen über einen bestimmten Kindergarten wurde aus zwei Gründen verzichtet: Zunächst wäre die Stichprobe dadurch sehr wenig gestreut gewesen. Die meisten Kinder befinden sich in einem Kindergarten in ihrer näheren Wohnumgebung und so wären die meisten Probandinnen nur aus einer bestimmten Gegend von Linz gekommen. Außerdem hätte die Rekrutierung über eine Institution dazu geführt, dass die Befragten der Meinung sein hätten können, dass es sich um eine „offizielle“ Untersuchung handelt, bei welcher

„der Kindergarten“ wissen möchte, wie sie mit ihren Kindern sprechen. Eine solche Annahme hätte das Antwortverhalten der Mütter beeinflussen können, da sie in solch einer Situation eventuell sehr bewusst darauf geachtet hätten, „vorbildhafte“ Antworten zu geben, also zu zeigen, dass sie sich in der sprachlichen Erziehung ihrer Kinder vorbildhaft verhalten.²²

Bezüglich des Bildungshintergrundes der Probandinnen lässt sich festhalten, dass 21 Mütter keine Matura aufweisen, während 29 maturiert haben. Die jüngste Teilnehmerin war 25 Jahre alt und die älteste 45. Das durchschnittliche Alter der befragten Mütter betrug zum Zeitpunkt der Befragung 35 Jahre.

10.3 Der Fragebogen²³

Wenn die Probandinnen während des Ausfüllens der Befragung einmal auf „Weiter“ geklickt hatten, bestand keine Möglichkeit mehr, zu einer früheren Seite des Fragebogens zurückzukehren. Diese Vorgehensweise wurde als sinnvoll erachtet, weil sie sicherstellen sollte, dass im Nachhinein keine Antworten mehr geändert werden.

Der Fragebogen enthielt geschlossene sowie offene Fragen. Zu den Begriffen für Varietäten/Sprechlagen (Näheres dazu gleich im Anschluss), die im Rahmen der Erhebung als Stimuli zur Evozierung einschlägiger Einstellungen der Mütter eingesetzt wurden, ist Folgendes festzuhalten: Viele Spracheinstellungsuntersuchungen, wie z. B. STEINEGGER (1998), unterscheiden diesbezüglich nur zwischen *Dialekt*, *Umgangssprache* und *Hochdeutsch*. Im Rahmen der vorliegenden Einstellungsuntersuchung wurde jedoch mit vier Begriffen gearbeitet, und zwar mit „Dialekt“, „nahe am Dialekt (kein reiner Dialekt)“, „nahe am Hochdeutschen (kein reines Hochdeutsch)“ und „Hochdeutsch“. Nach entsprechenden Vorgesprächen mit LinzerInnen zeigte sich nämlich, dass diese neben dem „Dialekt“ und dem „Hochdeutschen“ im Allgemeinen noch zwei weitere einschlägige Konzepte in ihrem Sprachbewusstsein haben, welche sich zwischen den Extrempolen des Varietätenspektrums „Dialekt“ und „Hochdeutsch“, also im *umgangssprachlichen* Bereich, ansiedeln lassen.²⁴ So wurde beispielsweise erklärt, dass mit Kindern oftmals ein „Dialekt“ gesprochen werde, der kein „richtiger Dialekt“ sei, da er

²² Wie bereits in Kapitel 4.2 erwähnt führt aber auch eine „inoffizielle“ Einstellungserhebung nicht automatisch dazu, dass man die „wahre“ Einstellung der Probandinnen zu hören bekommt.

²³ Der verwendete Fragebogen ist im Anhang vollständig zu finden.

²⁴ Vgl. hierzu Kapitel 7.2 bzw. BABOUR / STEVENSON (1998: 150). Inwieweit es sich dabei – „objektsprachlich“ – um *Sprechlagen* gemäß der Sprachdynamik-Theorie handelt (vgl. SCHMIDT / HERRGEN 2011: 50–53), kann und muss im Rahmen der vorliegenden Arbeit nicht geklärt werden.

einige „hochdeutsche“ Elemente beinhalte, bzw. wurde erläutert, dass mit kleinen Kindern oftmals sehr „nahe am Hochdeutschen“ gesprochen werde, aber eben kein „richtiges Hochdeutsch“. Anstatt „Standardsprache“ wurde der Begriff „Hochdeutsch“ gewählt, da dieser den LinzerInnen – so wie ganz allgemein nicht linguistisch geschulten Personen – geläufiger ist. „Dialekt“, „nahe am Dialekt“, „nahe am Hochdeutschen“ und „Hochdeutsch“ werden als (Stimuli für) „subjektive“ varietäten-/sprechlagenspezifische Konzepte der Probandinnen, die dem Gegenstandsbereich der vorliegenden Arbeit angehören, stets apostrophiert und auf diese Weise metasprachlich von z. T. gleich bezeichneten „objektsprachlich“-linguistischen Modellierungen des Varietätenspektrums unterschieden.

Die beiden Einstiegsfragen wurden bewusst im Sinne eines „unproblematischen Zugangs“ gewählt und sahen folgendermaßen aus:

Wie wirkt es im Allgemeinen auf Sie, wenn jemand Linzer Dialekt spricht?

Wie wirkt es im Allgemeinen auf Sie, wenn jemand in Linz Hochdeutsch spricht?

Da der Fragebogen nicht öffentlich zugänglich war, sondern nur an zuvor ausgewählte Probandinnen geschickt wurde, war es nicht notwendig, den Start der Befragung mit Filterfragen zu versehen. Die URL des Fragebogens wurde nur an Linzerinnen geschickt, die mindestens ein Kind im Kindergartenalter haben. Aufgrund der restriktiven Kriterien wäre es nicht sinnvoll gewesen, den Fragebogen einfach „offen“ online zu bewerben, da es auf diese Weise zu schwierig geworden wäre, die gewünschte Zielgruppe zu erreichen.

Ein Kernthema vorliegender Studie ist die Frage, welche Bedeutung Mütter dem „Hochdeutschen“ innerhalb der sprachlichen Sozialisierung ihrer Kinder beimessen. Damit diese Frage keinen Einfluss auf die anderen Fragen ausüben kann, bei welchen es schwerpunktmäßig darum ging, wie man „Dialekt“ und „Hochdeutsch“ bzw. die dazwischen liegenden Bereiche des Variations-/Varietätenspektrums in verschiedenen Bereichen des Lebens einschätzt, wurde folgende Frage als letzte Einstellungsfrage gestellt:

Wie wichtig ist, ihrer Meinung nach, Hochdeutsch in der Kindererziehung?

Wenn man sich nämlich bereits einmal darauf festgelegt hätte, dass das „Hochdeutsche“ „eher wichtig“ bis „sehr wichtig“ im Rahmen der Kindererziehung ist, wäre es schwierig, im Nachhinein beispielsweise zuzugeben, dass man das „Hochdeutsche“ weniger schätzt oder dass man es eher ablehnt, wenn andere LinzerInnen „Hochdeutsch“ sprechen.

Weiters wurde natürlich darauf geachtet, dass Fragen, die sich gegenseitig beeinflussen könnten, nicht zu dicht hintereinander gestellt wurden. So gab es folgende zwei Fragen:

Mögen Sie es, wenn ihr Kind Dialekt / nahe am Dialekt / nahe am Hochdeutschen / Hochdeutsch spricht?

Mögen Sie es, wenn LinzerInnen Dialekt / nahe am Dialekt / nahe am Hochdeutschen / Hochdeutsch sprechen?

Wie bereits erwähnt ist es für die meisten Menschen sehr wichtig, sich in einem guten Licht zu zeigen. Wird beispielsweise angegeben, dass man es „sehr gerne“ mag, wenn das Kind „nahe am Hochdeutschen“ spricht, so kann man nicht so leicht bei der nächsten Frage antworten, dass man es „nicht gerne“ mag, wenn LinzerInnen „nahe am Hochdeutschen“ sprechen. Ist jedoch ein ausreichender Abstand zwischen besagten Fragen vorhanden, so können sich die Probandinnen eher auf ihr „Gefühl“ verlassen und befinden sich weniger in einem inneren Konflikt.

Am Ende des Fragebogens wurden die biographischen Daten der Informantinnen erhoben. Es wurden Fragen zu Herkunft, Alter, Bildungshintergrund, Beruf und zu Alter und Geschlecht der Kinder gestellt. Besonders relevant war dabei die Erhebung des Bildungshintergrundes der Teilnehmerinnen, da ein Ziel der Studie darin bestand, zu eruieren, ob dieser einen Einfluss auf die Spracheinstellungen der befragten Linzer Mütter hat.

11 Erhobene Daten – Ergebnisse und Interpretation

11.1 Assoziationen zu „Dialekt“ und „Hochdeutsch“

Wie wirkt es im Allgemeinen auf Sie, wenn jemand Linzer Dialekt spricht?

Mit dieser offen gestellten Frage sollte eruiert werden, welche Assoziationen die Probandinnen mit der Vorstellung verbinden, jemanden im „Linzer Dialekt“ sprechen zu hören. Teilt man die frei formulierten Antworten der Befragten in Kategorien ein, so lassen sich folgende drei nennen:

„Vertrautheit, Gewohnheit, Alltag“: Am häufigsten wurde von den Müttern mit „normal“ geantwortet (27 Nennungen), wobei dies oftmals damit begründet wurde, dass sie mit dem „Linzer Dialekt“ aufgewachsen seien, und daher sei es nun normal für sie, wenn jemand ebenfalls diese Sprechweise benutzt. Weiters wurde angegeben, dass das Sprechen im „Linzer Dialekt“ „authentisch“, „vertraut“ und „gewohnt“ wirke, wobei das Sprechen im „Linzer Dialekt“ einfach zu Linz gehöre (10 Nennungen). So antwortete eine Mutter beispielsweise: „Für mich gehört es in Linz zum Alltag, den Dialekt zu hören und ihn auch selbst zu benutzen.“ (Case 303)

„Positive (soziale) Empfindungen“: Einige Probandinnen gaben an, dass es auf sie „sympathisch“, „angenehm“ und „positiv“ wirke (9 Nennungen). Spricht jemand im „Linzer Dialekt“, so werde damit „Wärme und Nähe“ vermittelt. So hielt eine Probandin beispielsweise fest: „Ich fühle mich wohl dabei.“ (Case 317)

„Regionalität und Heimat“: Manche Mütter erklärten auch, dass sie den „Linzer Dialekt“ mit „Heimat“ verbinden würden (5 Nennungen). Verwendet man diese Sprechweise, so signalisiere man, dass man „zu seinen Wurzeln“ stehe, und hört man diese Sprechweise, so erzeuge dies ein „Heimatgefühl“.

Komplementär wurden die Probandinnen auch gefragt, wie „hochdeutsches“ Sprechen auf sie wirke:

Wie wirkt es im Allgemeinen auf Sie, wenn jemand in Linz Hochdeutsch spricht?

„Ungewohnt und fremd“: Das „hochdeutsche“ Sprechen wurde von den Müttern sehr oft mit der Eigenschaft „ungewohnt“ verbunden (9 Nennungen). Weiters beschrieben sie es als „befremdlich“, „aufgesetzt“ und „komisch“ (7 Nennungen). Eine Mutter gab auch an, dass sie es mit der Herkunft aus einer anderen Region verbinde.

„Bildung und sozialer Status“: Einige Probandinnen erklärten, dass das „hochdeutsche“ Sprechen auf sie „gebildet“ und „kultiviert“ wirke (5 Nennungen). 2 Mütter verbinden das „Hochdeutsche“ mit der Zugehörigkeit zur Oberschicht.

„Negative (soziale) Empfindungen“: Viele der befragten Linzerinnen empfinden eine „hochdeutsche“ Sprechweise negativ. Sie schreiben den SprecherInnen negative Eigenschaften wie „überheblich“, „hohnsässig“ und „versnobt“ zu (8 Nennungen). Außerdem wirkt es auf 2 Probandinnen „kühl“ und „distanziert“.

„Normal und positiv“ : Einige der Mütter empfinden es als „positiv“ und „angenehm“, wenn jemand „Hochdeutsch“ spricht (6 Nennungen). 8 der befragten Personen erklärten auch, dass es auf sie „normal“ bzw. „vertraut“ wirke, wenn jemand „Hochdeutsch“ spricht.

11.1.1 Resümee und Interpretation der Ergebnisse

Bei der Frage, wie „dialektales“ bzw. „hochdeutsches“ Sprechen auf die Befragten wirke, zeigt sich zunächst einmal, dass die Sprechweisen bei den Probandinnen offensichtlich unterschiedliche Assoziationen hervorrufen. Die Einstellungen der Linzerinnen zu „Dialekt“ und „Hochdeutsch“ unterscheiden sich in dem diesem Bereich ganz klar: Während die „dialektale“ Sprechweise fast ausschließlich mit positiven Attributen beschrieben wird, zieht das „Hochdeutsche“ durchaus einige negative Einstellungen nach sich. Die Mütter beschreiben die Wirkungsweise des „Dialekts“ mit „authentisch“, „sympathisch“ und „vertraut“. Das „Hochdeutsche“ hingegen erhält auch Zuschreibungen wie „überheblich“ und „versnobt“. Festgehalten werden muss aber, dass „Hochdeutsch“ nicht nur negativ bewertet wird, da auch Eigenschaften wie „gebildet“ und „vertraut“ in diesem Zusammenhang genannt werden. Deutlich wird hingegen, dass die einheitliche Einstellung vorherrscht, dass der „Dialekt“ zu Linz gehört. Die „dialektale“ Sprechweise wird von den Befragten im Grunde als die „normale“, als usuelle

Sprechweise von LinzerInnen angesehen. Die Erwähnung der vielen positiven Attribute zeigt, dass der „Dialekt“ nicht nur die gewohnte Sprechweise ist, sondern auch, dass diese durchaus prestigebehaftet ist. Die Frage der Wirkung des „Dialekts“ gibt zusätzlich einen indirekten Hinweis darauf, dass sich die Linzerinnen großteils als „Dialekt“-Sprecherinnen wahrnehmen. Es ist ihnen vertraut, wenn jemand „Dialekt“ spricht, da sie ihre eigene Sprechweise ebenfalls in diese Kategorie einordnen. Die Aussage einer Probandin macht diese „Normalität und Vertrautheit“, die mit dem „Dialekt“ verbunden wird, sehr deutlich: „Der Linzer Dialekt ist für mich das Normalste der Welt, da ich selbst Linzer Dialekt spreche“. (Case 328) Dass der „Dialekt“ dann, wenn man sich selbst als Sprecher dieser Varietät sieht, zumindest überwiegend positiv bewertet wird, ist naheliegend.

Die Antworten zum „Hochdeutschen“ sind weniger einheitlich als die Antworten zum „Dialekt“. Die Eigenschaften „ungewohnt“ und „befremdlich“ werden hier besonders oft genannt. Eine „hochdeutsche“ Sprechweise gehört offensichtlich nicht zum Alltag in Linz.

Von einer negativen Einstellung lässt sich dann sprechen, wenn das „Hochdeutsche“ als „versnobt“ bezeichnet wird. Manche haben also das Gefühl, dass man sich durch das „hochdeutsche“ Sprechen von der Allgemeinheit auf eine negative Art und Weise abhebt. Man wolle damit signalisieren, dass man etwas „Besseres“ sei und eine solche Verhaltensweise wird von vielen Linzer Müttern nicht geschätzt.

Es wurde hinsichtlich des „Hochdeutschen“ aber auch mit „kultiviert“ und „gebildet“ geantwortet. Eine „hochdeutsche“ Sprechweise wirkt offensichtlich nicht nur „befremdlich“, sondern ebenfalls „gebildet“. Diese Tatsache wurde u. a. auch schon in SOUKUPS Studie (2009: 124) deutlich: „Standard speech was [...] described as sounding ‘gebildet’ (‘educated’), ‘intelligent’ and ‘kompetent’“.

Einige Mütter assoziieren „Hochdeutsch“ auch mit „normal und positiv“. Dies legt die Vermutung nahe, dass man in Linz von keiner einheitlichen Einstellung in diesem Bereich sprechen kann, da bei manchen klare negative Zuschreibungen genannt werden, während andere durchaus positive erwähnten.

Wie bereits erwähnt müssen die Antworten der Probandinnen nicht deren „wahre“ Einstellung widerspiegeln, weil bei den Antworten auch eine sehr große Rolle spielt, als was für eine Art von Person man gesehen werden möchte. Gibt man z. B. die Antwort, dass „dialektales“ Sprechen vertraut und positiv wirke, so könnte das Bedürfnis bestehen, das „hochdeutsche“ Sprechen ebenfalls als vertraut und positiv zu beschreiben. Wird „Hochdeutsch“ nämlich mit

Bildung und „richtigem“ Sprechen assoziiert, so würde man sich in einem schlechten Licht darstellen, wenn man nun das „Hochdeutsche“ mit negativen Attributen belegen würde.

11.2 Angaben zur alltäglichen Sprechweise

Mit folgender Frage sollte eruiert werden, welcher Varietät/Sprechlage die Probandinnen ihr „normales“, ihr alltägliches Sprechverhalten zuordnen:

Wie sprechen Sie normalerweise (im Alltag)?

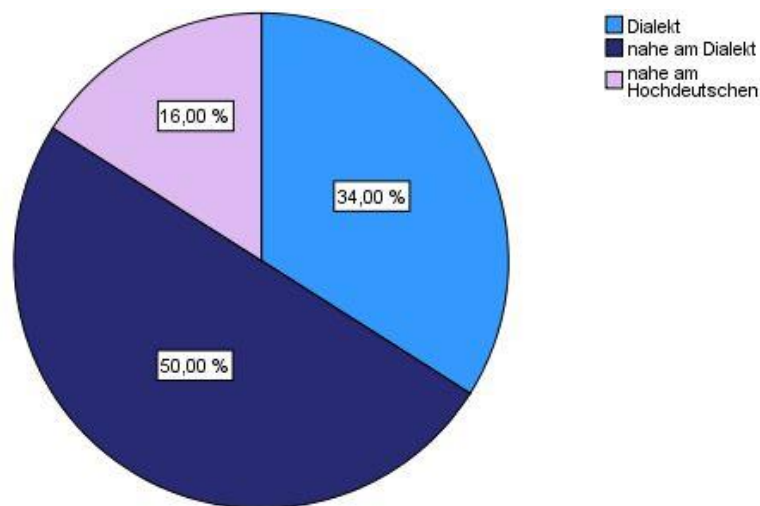


Abbildung 3: Angegebene alltägliche Sprechweise

Die häufigste Antwort stellt mit 25 Nennungen (50 %) „nahe am Dialekt“ dar, also genau die Hälfte der Mütter verortet so ihre alltägliche Sprechweise, wobei auch „Dialekt“ immerhin noch 17 Nennungen (34 %) aufweist. Für „nahe am Hochdeutschen“ entschieden sich 8 Personen (16 %). Als bemerkenswertes Ergebnis ist festzuhalten, dass keine einzige Mutter angab, im Alltag „Hochdeutsch“ zu sprechen.

11.2.1 Resümee und Interpretation der Ergebnisse

Bei den Angaben zum alltäglichen Sprachgebrauch geben die befragten Mütter nur die drei Varietäten/Sprechlagen „Dialekt“, „nahe am Dialekt“ und „nahe am Hochdeutschen“ an.

Der Schwerpunkt der angegebenen „normalen“ Sprechweisen lässt sich auf dem Dialekt-Standard-Kontinuum offensichtlich auf der dialektalen Seite verorten, da 84 % der befragten Linzerinnen angaben, sie würden im Alltag „Dialekt“ oder „nahe am Dialekt“ sprechen. Die „dialektale“ bzw. „dialektnahe“ Sprechweise gehört für die Linzerinnen zu ihrem Alltag. Diese Schlussfolgerung lässt sich auch durch jene Aussagen der Mütter bekräftigen, in welchen betont wurde, dass das Sprechen des „Linzer Dialekts“ vertraut, normal und gewohnt wirke, also einfach etwas Alltägliches für sie sei.

Auffällig ist, dass der Extrempol des „Hochdeutschen“ bei den Angaben zum Sprachverhalten gar keine Berücksichtigung erfährt, während sich ein gutes Drittel der befragten Frauen bei ihrer Antwort für den Extrempol des „Dialekts“ entschied. Dieses Ergebnis stellt einen ersten Hinweis darauf dar, dass in Linz eine eher dialektfreundliche Einstellung vorherrscht.

11.3 Das Variations-/Varietätenspektrum im Sprachbewusstsein der Mütter

Um tiefer zu ergründen, welche Rolle einzelne Varietäten/Sprechlagen im Sprachbewusstsein der Linzer Mütter spielen, wurde ihnen – im Anschluss an die Frage, was ihre alltägliche Sprechweise sei – folgende offene Frage gestellt:

Wenn Sie einmal anders sprechen – warum?

Den „Dialekt“ verbinden die Probandinnen mit Folgendem:

„Familie, Freunde“: Die meisten Probandinnen erklärten, dass es sich hierbei um die normale Sprechweise handle, welche im Freundes- und Familienkreis benutzt werde.

„Anpassung“: Manche Mütter erklärten auch, dass sie sich, wenn jemand mit ihnen „Dialekt“ spricht, an den Gesprächspartner anpassen.

Für „Nahe am Dialekt“ wurden folgende Gründe angeführt:

„Kinder bzw. kleine Kinder“: Viele der Befragten betonten, dass sie „nahe am Dialekt“ im Gespräch mit ihren Kindern benutzen (13 Nennungen). Dabei erklärte eine Probandin: „Mit den Kindern spreche ich nicht reinen Dialekt, sondern bemühe mich, „schöner“ zu sprechen“ (Case 327).

„Freunde und Familie“: Einige gaben an, dass mit Freunden und der Familie „nahe am Dialekt“ gesprochen werde.

„Arbeit“: Ein paar Mütter verbinden „nahe am Dialekt“ auch mit der Sprechweise in ihrer Arbeit.

Für die Verwendung der Sprechweise „Nahe am Hochdeutschen“ sehen die Linzerinnen folgende Gründe:

„Kinder bzw. kleine Kinder“: Am häufigsten ist die Assoziation mit dem Gespräch mit Kindern bzw. kleinen Kindern (14 Nennungen).

„Verständigungsgründe“: Eine große Rolle spielt bei den Antworten der Probandinnen auch der Aspekt, dass mit Menschen, die über geringe Deutschkenntnisse verfügen, kein „Dialekt“, sondern „nahe am Hochdeutschen“ gesprochen werden sollte. Viele Probandinnen erklärten, dass sie für die Kommunikation mit Personen, die einen Migrationshintergrund aufweisen, diese Sprechweise verwenden. (10 Nennungen)

„Arbeit“: Einige gaben an, dass sie in der Arbeit „nahe am Hochdeutschen“ sprechen (7 Nennungen).

Für „Hochdeutsch“ wurde Folgendes angegeben:

„Arbeit, Vorgesetzte, höhere Personen“: Die Mehrheit der Probandinnen antwortete, dass sie diese Sprechweise im Beruf, mit Vorgesetzten bzw. im Gespräch mit „höheren“ Personen benutzen würden (12 Nennungen).

„Kleine Kinder“: Einige Mütter verbinden diese Sprechweise mit der Kommunikation mit kleinen Kindern (8 Nennungen). Dabei wurde beispielsweise geantwortet: „Wenn mein Kind etwas Neues lernt, verwende ich Hochdeutsch“ (Case 332).

„Verständigungsgründe“: Die Bedeutung des „Hochdeutschen“ für das Gespräch mit Personen, deren Muttersprache nicht Deutsch ist, wurde ebenfalls von einigen hervorgehoben (8 Nennungen).

11.3.1 Resümee und Interpretation der Ergebnisse

Allgemein wurde durch die Antworten der Probandinnen deutlich, dass die Vorstellung einzelner Varietäten/Sprechweisen bzw. das „Switchen“ zwischen diesen im Sprachbewusstsein der Mütter durchaus eine Rolle spielt, da für alle Sprechweisen Gründe bzw. Gesprächspartner angegeben wurden. Dabei wurde auch der varietätenspezifische Extrempol des „Hochdeutschen“

berücksichtigt. Der Großteil der Befragten sprach sich also nicht nur für eine einzige Varietät/Sprechlage aus, welche im Alltag verwendet werde. Stattdessen sind die meisten Probandinnen der Meinung, dass sie in Abhängigkeit von verschiedenen Faktoren unterschiedliche Segmente des Dialekt-Standard-Kontinuums benutzen.

Bei der „rein hochdeutschen“ Sprechweise wurde jedoch deutlich, dass so manche Linzerin dieser gegenüber eine nicht uneingeschränkt positive Einstellung hegt. So wurde im Zusammenhang damit u. a. explizit darauf hingewiesen, dass „Hochdeutsch“ nur sehr selten oder nur dann verwendet werde, wenn es nötig sei.

Der konträre Pol des „Dialekts“ wird von vielen mit dem alltäglichen Sprechen verbunden. Als Gründe für den Gebrauch des „Dialekts“ wurde hauptsächlich die Kommunikation mit Freunden und der Familie angegeben. Auch eine „dialektnahe“ Sprechweise wird hauptsächlich als Kommunikationsmedium des vertrauten Umgangs angesehen, da hierbei wieder der Freundes- und Familienkreis genannt wurde, wobei im Besonderen die Kommunikationspartner „Kinder“ hervorgehoben wurden.

Umso weiter man sich am Dialekt-Standard-Kontinuum in die „hochdeutsche“ Richtung bewegt, desto stärker rückt die Thematik „Kinder bzw. kleine Kinder“ ins Zentrum, wobei bei der Sprechweise „nahe am Hochdeutschen“ „Kinder“ bzw. „kleine Kinder“ am häufigsten genannt wurde. Gleiches gilt auch für die Kommunikation im beruflichen Bereich. Hervorhebenswert ist ebenfalls, dass mit einer „hochdeutschen“ bzw. „hochdeutschnahen“ Sprechweise oftmals das Gespräch mit Menschen, welche einen Migrationshintergrund aufweisen und die deutsche Sprache nicht gut beherrschen, verbunden wird. So wird offensichtlich die Möglichkeit gesehen, sich auf diese Weise mit Menschen, die einer „dialektalen“ Sprechweise nicht folgen könnten, verständigen zu können.

11.4 Wahrnehmung von Varietäten/Sprechlagen im Zusammenhang mit Bevölkerungsgruppen

Mit der folgenden Frage sollte eruiert werden, mit welchen Bevölkerungsgruppen die Linzerinnen die vorgegebenen Ausschnitte des sprachlichen Kontinuums assoziieren:

Wer spricht normalerweise (im Alltag) in Linz Dialekt / nahe am Dialekt / nahe am Hochdeutschen / Hochdeutsch?

Die Variable „Dialekt“ evozierte folgende Antworten:

„Jeder“: 25 Mütter gaben an, dass in Linz so gut wie jeder „Dialekt“ sprechen würde. Der „Dialekt“ sei „quer durch alle Bevölkerungsschichten gebräuchlich“ (Case 272). Außerdem wurde beispielsweise festgehalten, dass „ein [prototypischer] Linzer“ „Dialekt“ sprechen würde (Case 329).

„Menschen vom Land“: 15 Probandinnen erklärten auch, dass sie den „Dialekt“ vor allem mit Personen aus dem ländlichen Bereich verbinden würden. Ein „reiner Dialekt“ werde oftmals von Mühlviertlern gesprochen.

„Bestimmte Altersgruppen“: 3 Mütter antworteten, dass besonders Jugendliche untereinander oftmals „Dialekt“ sprechen würden, und 2 Mütter hoben diese Sprechweise in Verbindung mit älteren Menschen hervor.

„Niedere Bildung“: Nur eine Probandin erklärte, dass Personen mit einer „niedrigeren“ Bildung „Dialekt“ sprechen.

Für „nahe am Dialekt“ wurde Folgendes angegeben:

„Fast alle“: 14 Mütter erklärten, dass die Mehrheit der LinzerInnen diese „nahe am Dialekt“ sprechen würde.

„Kinder“: 3 Probandinnen gaben diese Antwort.

„Nahe am Hochdeutschen“ wird mit folgenden Bevölkerungsgruppen verbunden:

„Menschen mit Migrationshintergrund“: 7 Personen erklärten, dass Menschen, die aus dem Ausland stammen, „nahe am Hochdeutschen“ sprechen würden.

„Bestimmte Berufe“: Weiters wurden für diese Sprechweise auch gewisse Berufe angeführt, so beispielsweise LehrerInnen, Ärzte bzw. jene Berufsgruppen, in denen der Kontakt mit Kunden im Zentrum steht (16 Nennungen).

„Höhere Bildung“: Außerdem wurden Personen mit höherer Bildung bzw. AkademikerInnen als SprecherInnen genannt (4 Nennungen).

„Snobs“: 6 Mütter erklärten auch, dass jene, die sich für etwas „Besseres“ halten, diese Sprechweise benutzen würden.

Für „Hochdeutsch“ wurde Folgendes von den Probandinnen festgehalten:

„Deutsche, Menschen mit Migrationshintergrund“: 7 Mütter antworteten, dass Deutsche, die sich in Linz aufhalten, „Hochdeutsch“ sprechen. 4 Probandinnen hielten fest, dass Menschen, die ursprünglich aus dem Ausland kommen, diese Sprechweise verwenden.

„Sozial Höhergestellte / Snobs“: 6 Probandinnen betonten, dass Menschen aus der „so genannten Oberschicht“ bzw. „feine“ Leute und „Möchtegerns“ „Hochdeutsch“ sprechen.

„Bestimmte Berufe“: Auch bestimmte Berufsgruppen, wie LehrerInnen (4 Nennungen) oder Ärzte (2 Nennungen), wurden angeführt.

„Bildung“: 2 Mütter verbinden diese Sprechweise mit einer höheren Bildung. So hielt eine Probandin fest, dass „Bekannte mit akademischen Titeln“ „Hochdeutsch“ sprechen (Case 253).

11.4.1 Resümee und Interpretation der Ergebnisse

Aufschlussreich erscheint bei dieser Frage wiederum die Tatsache, dass die Hälfte der Probandinnen den „Dialekt“ sehr stark mit den Linzer EinwohnerInnen verbindet. Aber auch der ländliche Bereich wird im Zusammenhang mit dieser Sprechweise öfters hervorgehoben, wobei „Dialekt“ häufig mit Menschen aus dem Mühlviertel verbunden wird. Eine schichtspezifische Einordnung dieser Sprechweise findet so gut wie gar nicht statt, da explizit betont wurde, dass „Dialekt“ in allen Bevölkerungsschichten anzutreffen sei. Nur eine einzige Probandin gab an, dass Personen mit einer niedrigeren Bildung „Dialekt“ sprechen würden. Auch andere Antworten dieser Mutter deuten darauf hin, dass sie eine eher negative Einstellung gegenüber dem „Dialekt“ hat. So gab sie beispielsweise an, dass sie den „Linzer Dialekt nicht mögen“, das „Hochdeutsche gerne mögen“ würde. Nicht unwesentlich scheint in diesem Zusammenhang, dass es sich bei dieser Probandin um eine Akademikerin handelt, die fünf Jahre in Wien gelebt hat. Dass nur eine einzige Probandin eine „dialektale“ Sprechweise mit einem niedrigen Bildungshintergrund verbindet, lässt abermals den Schluss zu, dass für die befragten Linzerinnen der „Dialekt“ kein Stigma aufweist.

Auch die Sprechweise „nahe am Dialekt“ bringt ein ähnliches Ergebnis, denn auch hier gaben viele der Probandinnen an, dass diese von fast allen LinzerInnen gesprochen werde.

„Nahe am Hochdeutschen“ und „Hochdeutsch“ erfahren eine etwas negative Bewertung, und zwar indem sie von einigen Probandinnen als Sprechweisen bezeichnet werden, die von jenen

benutzt werden, die sich für etwas „Besseres“ halten. Aus diesem Ergebnis lässt sich schlussfolgern, dass es in einigen Linzerinnen durchaus negative Emotionen hervorrufen kann, wenn der Gesprächspartner diese Sprechweisen benutzt.

Auffallend ist auch, dass die meisten Antworten für „Hochdeutsch“ im Kontext von „Deutsche“ bzw. „Menschen mit Migrationshintergrund“ einzuordnen sind. Es wird deutlich, dass „Hochdeutsch“ im Großen und Ganzen eher nicht als Varietät angesehen wird, die „unmarkiert“ zu Linz gehört. Es handelt sich hierbei um eine Bestätigung der Ergebnisse SOUKUPS (2009: 121–122), welche besagen, dass LinzerInnen die Standardsprache oftmals als „Fremdgruppenphänomen“ klassifizieren. So hielt eine Probandin auch fest: „Reines Hochdeutsch ist in Linz sehr wenig verbreitet“ (Case 270).

11.5 Angaben zur Sprechweise mit dem Kind

Mit folgender Frage sollte eruiert werden, welcher Varietät/Sprechlage Mütter ihre usuelle Kommunikation mit ihrem Kind bzw. ihren Kindern zuordnen:

Wie sprechen Sie normalerweise (im Alltag) mit Ihrem Kind?

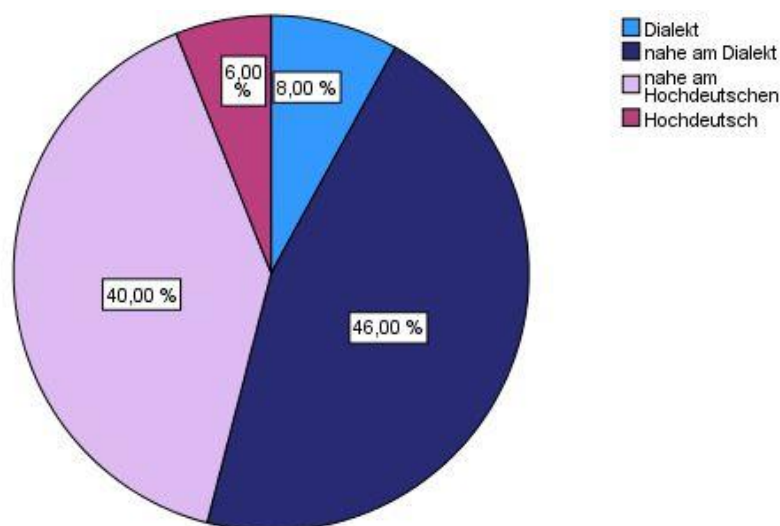


Abbildung 4: Angegebene Sprechweise mit dem Kind

„Nahe am Dialekt“ stellt bei der Frage zur Kommunikation mit den eigenen Kindern die häufigste Antwort dar. Mit 23 Personen (46 %) spricht sich beinahe die Hälfte der Probandinnen dafür aus. „Nahe am Hochdeutschen“ weist ebenfalls einen relativ hohen Wert auf. 20 Mütter (40 %) entschieden sich dafür. Nur wenige gaben an, sie würden mit ihren Kindern „Dialekt“

oder „Hochdeutsch“ sprechen. „Dialekt“ weist 4 Nennungen (8 %) auf und „Hochdeutsch“ 3 (6 %).

Im Anschluss an diese Frage wurde im Rahmen einer offenen Frage erhoben, warum die Mütter mit ihrem Kind wie angegeben sprechen.

Jene Informantinnen, die „Dialekt“ geantwortet hatten, führten folgende Gründe an:

„Einfachheit, Gewohnheit, Alltagssprache“: Einige Mütter begründeten ihre entsprechende Angabe zur Sprechweise mit ihrem Kind mit der Tatsache, dass es sich beim „Dialekt“ um die gewohnte Sprechweise handle bzw. damit, dass die Verwendung des „Dialekts“ die einfachste Kommunikationsmöglichkeit für sie sei. So wurde z. B. geäußert, dass man diese Sprechweise verwende, da sie am leichtesten falle. Weiters wurde betont, dass man mit dem „Dialekt“ aufgewachsen sei und es sich hierbei einfach um die Alltagssprache handle. Begründet wurde die Wahl auch damit, dass „Hochdeutsch“ zu sprechen, sich fast wie das Sprechen einer Fremdsprache anfühle. Außerdem wurde hinzugefügt: „Ich bin selbst mit Dialekt aufgewachsen und hatte nie Probleme mit Hochdeutsch in der Schule“ (Case 261).

„Meine Sprache, Dialekt- bzw. Ortsloyalität“: Bei manchen Antworten der Mütter rückte der Aspekt der Dialekt- bzw. Ortsloyalität ins Zentrum. So wurde beispielsweise erklärt, dass man es einfach für richtig halte, wenn man dem Kind den „Dialekt“ beibringt bzw. dass man als Oberösterreicher klarerweise „Dialekt“ mit dem Kind spricht. Eine Mutter antwortete: Dialekt spreche ich mit meinem Kind, „weil das meine Sprache ist und ich meinem Kind diese auch beibringen möchte“ (Case 317).

Jene, die „nahe am Dialekt“ geantwortet hatten, führten folgende Gründe an:

„Einfachheit, Gewohnheit, Alltagssprache“: Viele Mütter, die „nahe am Dialekt“ als Sprechweise mit dem Kind angaben, begründeten dies ebenfalls mit der Einfachheit, die die Verwendung dieser Sprechweise mit sich bringe bzw. mit der Tatsache, dass es sich hierbei um die gewohnte bzw. alltägliche Sprechweise handle (7 Nennungen): „Ich spreche mit meinem Kind nahe am Dialekt, damit es mit der Alltagssprache vertraut wird“ (Case 284). „Nahe am Dialekt spreche ich mit meinem Kind, weil ich schon immer so spreche und mit mir auch so gesprochen wurde“ (Case 315). Eine Mutter erklärte, dass „es sich oft als schnellste und praktischste Variante anbietet“ (Case 246).

„Kompromiss, richtige Wörter, richtige Schreibweise“: Bei vielen Antworten der Probandinnen wurde deutlich, dass sie die Sprechweise „nahe am Dialekt“ als eine Art „guten

Kompromiss“ zwischen einer „rein dialektalen“ und einer „rein hochdeutschen“ Sprechweise sehen (7 Nennungen): „Direkt Hochdeutsch zu sprechen käme mir merkwürdig vor, deswegen spreche ich nahe am Dialekt“ (Case 327). „Mit reinem Hochdeutsch fühle ich mich nicht so wohl. Unsere Kinder sollen aber auch Hochdeutsch kennenlernen und wissen, wie man etwas ausspricht und dann auch richtig schreibt“ (Case 270).

„Unreflektiert“: Manche Antworten lassen sich der Kategorie „unreflektiert“ zuordnen (6 Nennungen). So wurde beispielsweise erläutert, dass über den Grund für diese Sprechweise noch gar nie nachgedacht wurde.

„Kultur und Dialektloyalität“: Andere Begründungen bezogen sich auf die Bedeutung des „Dialekts“ für die eigene Kultur bzw. sprechen für eine dialektloyale Haltung. So wurde bei der Frage nach dem Warum der Sprechweise „nahe am Dialekt“ beispielsweise erklärt, dass man es als wichtig empfinde, dass das Kind den „Dialekt“ erlernt: „Ich finde es wichtig, den heimischen Dialekt zu erhalten, den typischen Unterschied zum Hochdeutschen hörbar zu machen“ (Case 315).

„bessere Verständlichkeit“: Manche der Befragten sehen in der Sprechweise „nahe am Dialekt“ eine Möglichkeit, von den Kindern im Vergleich zur Sprechweise „Dialekt“ besser verstanden zu werden (4 Nennungen). So wurde beispielsweise festgehalten, dass manche Begriffe vom Kind nicht verstanden werden, wenn sie „dialektal“ realisiert werden: „Nahe am Dialekt spreche ich mit meinem Sohn, weil er manche Wörter nicht versteht, wenn ich sie im Dialekt spreche“ (Case 250).

Jene, die „nahe am Hochdeutschen“ geantwortet hatten, führten folgende Gründe an:

„richtige Sprache, schönes Sprechen und Erleichterung für die Schule“: Die meisten Mütter gaben als Erklärung für die Sprechweise „nahe am Hochdeutschen“ an, dass es ihnen wichtig sei, dass ihr Kind die deutsche Sprache „richtig“ lerne (9 Nennungen). So betonte beispielsweise eine Mutter: „Hannah ist zwei Jahre alt. Ich spreche mit ihr nahe am Hochdeutschen, um ihr die deutsche Sprache korrekt zu vermitteln“ (Case 252). Lernen die Kinder gleich von Anfang an die „korrekte“ Aussprache, so würde dies positive Auswirkungen auf ihre Schreibentwicklung haben, da sie dann keine dialektal bedingten Fehler beim Schreiben einbauen würden. So hielt eine Mutter folgende Begründung fest: „Damit meine Kinder sich später in der Schule leichter tun, denn somit schreiben sie dann wie gesprochen wird, also anstatt *Müch* eben *Milch*“ (Case 326). In diesem Zusammenhang wurde aber nicht nur von der „richtigen“ Sprache gesprochen, sondern auch von dem „schönen“ und „guten“ Sprechen. So

wurde beispielsweise erklärt, es werde mit dem Kind „nahe am Hochdeutschen“ gesprochen, „damit es schön spricht“ bzw. „damit es ein vernünftiges, gutes Deutsch lernt“.

„Ausdrucksfähigkeit“: Andere Mütter hoben die Bedeutung dieser Sprechweise für die bessere sprachliche Ausdrucksfähigkeit hervor (5 Nennungen). Sie gaben an, dass sie ihrem Kind ein Vorbild sein wollen, wobei mit der Sprechweise „nahe am Hochdeutschen“ die sprachliche Entwicklung am besten gefördert werde.

Jene, die „Hochdeutsch“ geantwortet hatten, führten folgenden Grund an:

„richtige Sprache, gutes Deutsch und Erleichterung für die Schule“: Die Sprechweise „Hochdeutsch“ begründeten die Mütter ebenfalls mit der Tatsache, dass dies eine Erleichterung für die Schule darstelle bzw. damit, dass es sich hierbei um jene Sprechweise handle, die dazu führe, dass die Kinder „richtiges“ bzw. „gutes“ Deutsch erlernen. Spricht man mit den Kindern „Hochdeutsch“, so würden sie die Sprache fehlerfrei erlernen und in der Schule wäre für sie das Schreiben und Lesen lernen einfacher.

11.5.1 Angaben zur alltäglichen persönlichen Sprechweise und zur Sprechweise mit dem Kind im Vergleich

Die Ergebnisse zur usuellen, gewissermaßen „unmarkierten“ persönlichen Sprechweise erscheinen besonders interessant, wenn man sie mit den Ergebnissen vergleicht, welche bei der Frage nach der hauptsächlichen Sprechweise mit dem eigenen Kind gewonnen wurden.

Hier zeigt sich zunächst ein relevanter Unterschied bezüglich der Angaben zu Segmenten innerhalb des Dialekt-Standard-Kontinuums, nämlich dass bei der Kommunikation mit dem Kind beide Pole des Kontinuums involviert sind. Während bei der Frage nach der allgemeinen persönlichen Sprechweise die Standardsprache also noch keinen Platz im Bewusstsein der Sprecherinnen hat, geben nun einige Mütter an, mit ihrem Kind „Hochdeutsch“ zu sprechen.

Zugleich hat die „dialektale“ Sprechweise bei den Angaben hinsichtlich der Kommunikation mit dem Kind deutlich an Beliebtheit verloren (8 % versus 34 %). Wird der „reine Dialekt“ bei der allgemeinen persönlichen Sprechweise noch sehr stark befürwortet, so scheint, dass dies in der Kommunikation mit den eigenen Kindern nicht mehr der Fall ist, so wie auch das „reine Hochdeutsch“ nun im Rahmen der Kindererziehung durchaus verortet wird, nicht aber in der allgemeinen persönlichen, alltäglichen Sprechweise. Das „reine Hochdeutsch“ bleibt aber die seltenste Antwort (3 der 50 befragten Mütter).

Es zeigt sich weiters, dass sich die Sprechweise „nahe am Dialekt“ offenbar besonderer Beliebtheit erfreut. „Nahe am Dialekt“ wurde nicht nur bei der allgemeinen persönlichen Sprechweise, sondern auch bei der Sprechweise mit den Kindern am häufigsten angekreuzt.

Deutlich gewachsen ist im Zusammenhang mit der Kommunikation mit Kindern der Bereich „nahe am Hochdeutschen“ (20 Nennungen versus 8 Nennungen im Zusammenhang mit der persönlichen alltäglichen Kommunikation). Standardsprachliche Elemente werden beim Reden mit dem Kind offensichtlich eher befürwortet.

11.5.1.1 Resümee und Interpretation der Ergebnisse

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass bei der Frage nach der Kommunikation mit den Kindern deutlich jene Varietäten/Sprechlagen dominieren, die zwischen den extremen Ausprägungen des Kontinuums liegen, da sich 86 % der Befragten den Vorgaben „nahe am Dialekt“ und „nahe am Hochdeutschen“ zuordnen. Etwas mehr als die Hälfte (54 %) entschied sich für „Dialekt“ bzw. „nahe am Dialekt“, was bedeutet, dass sich der Schwerpunkt noch eher auf der dialektalen Seite befindet.

Warum gerade der mittlere Bereich des Kontinuums bei der Frage nach der Kommunikation mit den Kindern so beliebt ist, lässt sich folgendermaßen interpretieren: Ein „reiner Dialekt“ wird oftmals mit negativen Stereotypen assoziiert. „Dialekt“ zu sprechen bedeutet manchmal, nicht schön oder schlampig zu sprechen. Ein „reines Hochdeutsch“ bringt jedoch in Linz ebenfalls die Gefahr der negativen Stereotypisierung mit sich. Spricht man „Hochdeutsch“, könnte man als abgehoben gelten oder als eine Person, die nicht dazu gehören will.²⁵ Spricht man aber „nur“ „nahe am Hochdeutschen“ bzw. „nur“ „nahe am Dialekt“, so geht man diesen problematischen Zuschreibungen gekonnt aus dem Weg. Entscheidet man sich für die „gemäßigeren“ Sprechweisen, so werden hingegen offenbar die jeweiligen positiven Aspekte aktiviert. „Nahe am Dialekt“ bedeutet, zu zeigen, dass man gerne „einer von hier ist“, Zugehörigkeit wird signalisiert, aber man weiß zugleich auch, wie die Wörter „richtig heißen“. So hielt eine Probandin fest: „Nahe am Dialekt spreche ich mit meinem Kind, weil ich möchte, dass es so spricht, wie wir alle sprechen, aber die Wörter hochdeutsch aussprechen kann“ (Case 286). „Nahe am Hochdeutschen“ steht für Bildung und für ein „schönes Sprechen“ und nicht dafür,

²⁵ Welche besonderen Assoziationen LinzerInnen mit einer dialektalen und im Gegensatz dazu mit einer standardsprachlichen Sprechweise verbinden, konnte SOUKUP (2009) in ihrer Studie besonders deutlich darlegen. In Kapitel 9.5 wurde auf ihre Ergebnisse eingegangen.

dass man sich für „etwas Besseres“ hält. Man bringt den Kindern „richtiges Sprechen“ bei und dennoch steht man zu seiner Linzer Identität.

Insgesamt entsteht der Eindruck, dass den Linzerinnen sehr deutlich bewusst ist, welche starken Auswirkungen die Sprache auf ein Interaktionsgeschehen bzw. die Tatsache, wie man von anderen wahrgenommen wird, haben kann. Indem sie sich bewusst für den mittleren Bereich des Variations-/Varietätenkontinuums entscheiden, „picken“ sie sich quasi das, ihrer Meinung nach, Vorteilhafteste heraus. Folgende Antwort einer Probandin zeigt dieses vorhandene Bewusstsein über die einzelnen Varietäten/Sprechlagen nochmals deutlich: „Reiner Dialekt klingt oftmals bäuerlich, Dialekt gemischt mit manchen hochdeutschen Wörtern besser, gehobener. Reines Hochdeutsch wirkt zu aufgesetzt, weil wir das nicht gewohnt sind.“ (Case 317)

11.6 „Sprechen lernen“ versus „Sprechen können“

Wie bereits erwähnt haben Eltern bei der Frage nach der Kommunikation mit ihren Kindern oftmals das Bedürfnis, mehrere Varietäten/Sprechlagen des Dialekt-Standard-Kontinuums anzugeben. Es lässt sich außerdem vermuten, dass das Alter des Kindes einen Einfluss auf die Wahl der Sprechweise hat. (Vgl. STEINEGGER 1998: 133) Existiert im Sprachbewusstsein der Probandinnen ein Unterschied zwischen dem Gespräch mit Kindern, die gerade dabei sind, das Sprechen zu lernen, und jenen, die schon sprechen können? Aufgrund dieser Überlegungen beinhaltet der Fragebogen auch folgende drei Fragen:

Wie sprechen Sie normalerweise mit Kindern, die schon sprechen können?

Sprechen Sie normalerweise mit Kindern, die schon sprechen können, anders als mit Kindern, die gerade sprechen lernen?

Wie sprechen Sie normalerweise mit Kindern, die gerade sprechen lernen?

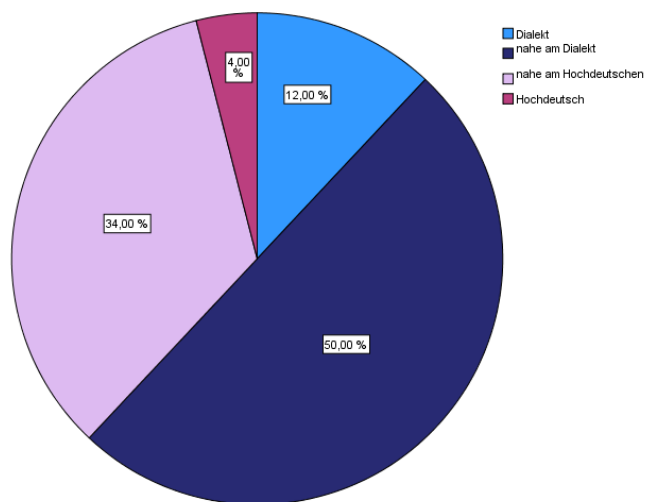


Abbildung 5: Angegebene Sprechweise mit Kindern, die schon sprechen können

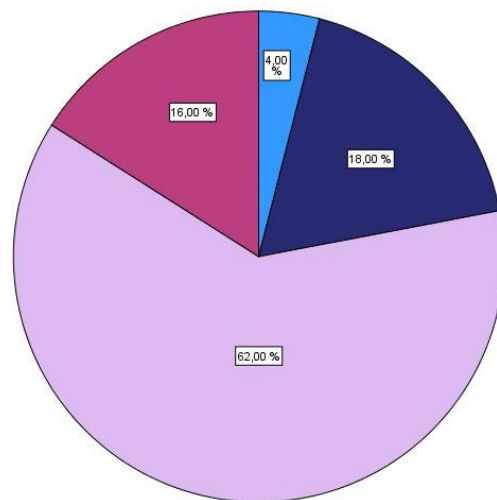


Abbildung 6: Angegebene Sprechweise mit Kindern, die gerade sprechen lernen

Die Sprechweise „nahe am Dialekt“ stellt bei der Frage nach dem Gespräch mit Kindern, die schon sprechen können, mit 25 Nennungen (50 %) die häufigste Antwort dar. „Nahe am Hochdeutschen“ wurde mit 17 Nennungen (34 %) ebenfalls von vielen genannt. Für „Dialekt“ entschieden sich 6 Mütter (12 %) und für „Hochdeutsch“ nur 2 (4 %).

29 Mütter (58 %) kreuzten bei der Frage, ob sie mit Kindern, die schon sprechen können, anders sprechen, als mit jenen, die gerade sprechen lernen, „ja“ an. Weniger als die Hälfte, nämlich 21 Mütter (42 %), entschied sich für die Antwort „nein“.

Bei der Frage nach der Kommunikation mit Kindern, die gerade sprechen lernen, zeigt sich folgendes Ergebnis: „Nahe am Hochdeutschen“ wurde mit 31 Nennungen (62 %) am öftesten genannt. An zweiter Stelle steht mit 9 Nennungen (18 %) die Sprechweise „nahe am Dialekt“. Den dritten Platz bildet „Hochdeutsch“, wobei sich 8 Mütter (16 %) dafür aussprachen. Nur 2 Probandinnen (4 %) entschieden sich für die Antwort „Dialekt“.

11.6.1 Resümee und Interpretation der Ergebnisse

Anhand dieser Fragen wurde die Annahme bestätigt, dass die Entscheidung für die Angabe einer Sprechweise offenkundig von den kindbezogenen Faktoren „sprechen können“ bzw. „sprechen lernen“ beeinflusst wird.

Die Einschätzung des Grades der Sprachbeherrschung des Kindes macht für einen Großteil der Mütter einen Unterschied in Bezug auf die Wahl der Varietät/Sprechlage: Vergleicht man nämlich die Fragen miteinander, so zeigt sich, dass der Modus jeweils bei einer anderen Sprechweise liegt. Während bei „sprechen können“ „nahe am Dialekt“ dominiert, steht bei „sprechen lernen“ „nahe am Hochdeutschen“ an der Spitze. Betrachtet man das Dialekt-Standard-Kontinuum, so zeigt sich, dass sich die Mütter, gefragt nach der Phase, in der die Kinder das Sprechen gerade lernen, bei ihren Antworten verstärkt in die Richtung des „Hochdeutschen“ bewegen, während bei der anderen Fragestellung die „dialektale“ Seite führend ist. Der „hochdeutsche“ Bereich des Kontinuums ist also für die Mütter genau dann besonders bedeutend, wenn es darum geht, ihren Kindern das Sprechen beizubringen. Der „dialektale“ Bereich erfährt in diesem Kontext weniger Berücksichtigung. So hielt beispielsweise eine Mutter ergänzend zu dieser Frage fest: „Umso kleiner die Kinder sind, umso mehr rede ich Hochdeutsch“ (Case 225).

Zur Begründung dieses Ergebnisses lassen sich u. a. die Erkenntnisse von PENZINGER (1985: 65) heranziehen: Darin wird erklärt, dass Mütter, wenn sie ihren Kindern neue Wörter lernen, oftmals eine normnahe Variante wählen. Wenn die Kinder nun in der Phase sind, in der sie ihre ersten Wörter und schließlich Sätze lernen, so müssen die neuen Begriffe stets besonders betont werden. Eine Möglichkeit für diese Betonung wird im „Hochdeutschen“ gesehen. Einige Mütter erklärten ergänzend, dass sie mit kleinen Kindern nicht nur „näher am Hochdeutschen“ bzw. „Hochdeutsch“ sprechen würden, sondern auch deutlicher, langsamer und in einfacheren bzw. kürzeren Sätzen. Wenn es also darum geht, den Kindern die Sprache beizubringen, so erfährt das „Hochdeutsche“ offensichtlich eine Aufwertung im Sprachbewusstsein der Mütter, während der „Dialekt“ an Bedeutung verliert.

11.7 Switchen / Shiften

Ein Ziel dieser Spracheinstellungsstudie war, herauszufinden, ob die befragten Linzerinnen in Bezug auf das Gespräch mit ihren Kindern ein Switching-/Shifting-Verhalten²⁶, also einen Wechsel zwischen einzelnen Varietäten/Sprechlagen, wahrnehmen, wobei mit folgender Frage zusätzlich eruiert werden sollte, welche Gründe für die jeweiligen Sprechweisen gesehen werden:

²⁶ Mit AUER (1986: 97–98) lassen sich „allmähliche Übergänge von standardnaher zu dialektnäherer Sprechweise (oder umgekehrt) [...] [als] Code-Shifting“ bezeichnen. Man kann sich Code-Shifting als „Gleiten auf dem Standard/Dialekt-Kontinuum“ (ebd.: 119) vorstellen. „Code-Switching lässt sich als Alternation zwischen zwei Varietäten“ beschreiben (ebd.: 120). In der Folge wird in vorliegender Arbeit – gemäß dem weiter oben zu Varietäten/Sprechlagen Ausgeführten – von Switching/Shifting gesprochen.

Wenn Sie mit Ihrem Kind (Ihren Kindern) einmal anders sprechen – warum?

Die Probandinnen führten für den „Dialekt“ folgende Gründe an:

„Alltägliche Gespräche“: Viele erklärten, dass sie den „Dialekt“ für alltägliche Gespräche mit ihrem Kind verwenden würden. So wurde beispielsweise geäußert: „Den Dialekt verwende ich für alltägliche Dinge, bei denen meinem Kind die Bedeutung klar ist“ (Case 327).

„Emotionen“: Eine Probandin brachte den „Dialekt“ auch mit Emotionen in Verbindung. So betonte diese, sie würde ihn bei emotionalen Äußerungen verwenden.

„Stress“: 3 Mütter gaben an, dass sie in stressigen Situationen „Dialekt“ sprechen würden.

„Spaß“: Wiederum 3 Probandinnen erklärten, sie würden im „Dialekt“ Spaß machen.

„Nahe am Dialekt“ wird laut Angaben der Mütter in folgenden Situationen verwendet:

„Schimpfen“: 5 Probandinnen gaben an, dass sie beim Schimpfen mit ihren Kindern oftmals „hochdeutsche“ Phrasen benutzen würden.

„Vorlesen“: 2 Mütter verbinden „nahe am Dialekt“ mit dem Vorlesen. Dabei erklärte eine Probandin: „Da wir immer noch beschreiben, was wir auf den Bildern sehen, rutschen dann teilweise hochdeutsche Wörter rein, wenn diese gerade vorgelesen wurden“ (Case 315).

„Erklären“: Eine Mutter gab an, sie würde beim Erklären „nahe am Dialekt“ sprechen.

„Stress“: 3 Probandinnen betonten, sie würden in stressigen Situationen bzw. in Situationen, in denen es schnell gehen muss, besagte Sprechweise verwenden.

„Öffentlichkeit“: Von 3 Müttern wurde auch der Faktor „Öffentlichkeit“ hervorgehoben. Sie erklärten, sie würden manchmal mit ihren Kindern „nahe am Dialekt“ sprechen, wenn sie unterwegs sind.

Die Antworten zu „nahe am Hochdeutschen“ lassen sich in folgende Kategorien gliedern:

„Schimpfen“: 10 Probandinnen verbinden diese Sprechweise mit der erzieherischen Maßnahme des Tadelns. Wenn das Kind wissen soll, dass es die Mutter jetzt wirklich ernst meint, dann werde „nahe am Hochdeutschen“ verwendet. Eine Probandin erklärte: „Das Kind weiß auch, wenn Mama so spricht, muss ich folgen/hören“ (Case 253).

„Erklären“: 9 Probandinnen hielten fest, dass sie bei Erklärungen „nahe am Hochdeutschen“ sprechen würden.

„Öffentlichkeit“: 4 Mütter gaben an, sie würden in bestimmten öffentlichen Situationen „nahe am Hochdeutschen“ sprechen, so z. B. beim Arzt oder in der Schule.

Für „Hochdeutsch“ wurde Folgendes festgehalten:

„Schimpfen“: „Hochdeutsch“ wurde von 13 Müttern mit dem Schimpfen/Tadeln assoziiert. Wenn „Kinder nicht folgen“ würden bzw. man wütend sei und man etwas „eindringlich“ bzw. „mit Nachdruck“ sagen müsse, werde „Hochdeutsch“ gesprochen. So betonte eine Probandin: „Ich verwende Hochdeutsch, damit ich mehr Aufmerksamkeit bekomme und mein Kind weiß, dass ich es ernst meine“ (Case 317).

„Erklären“: 18 Mütter gaben an, sie würden bei Erklärungen bzw. zur Verdeutlichung mit dem Kind „Hochdeutsch“ sprechen. Wenn dem Kind beispielsweise neue Wörter erklärt oder wenn Wörter falsch ausgesprochen werden, so werde beim nochmaligen Wiederholen „Hochdeutsch“ zur Verdeutlichung verwendet: „Zur Verdeutlichung wiederhole ich bei Bedarf in Hochdeutsch, aber ich möchte nicht, dass meine Kinder Hochdeutsch sprechen. (Ich habe die Erfahrung gemacht, dass sie dies bei Bedarf jedoch sehr wohl können.)“ (Case 295)

„Vorlesen“: Die Thematik des Vorlesens assoziieren 3 Probandinnen mit „Hochdeutsch“.

11.7.1 Resümee und Interpretation

Anhand der Antworten der Probandinnen zeigt sich deutlich, dass die Linzer Mütter in ihrem Sprachbewusstsein ein Switching/Shifting-Verhalten hinsichtlich ihrer Performanz in Bezug auf einzelne Varietäten/Sprechlagen des Deutschen wahrnehmen. Sie gaben in der Regel nicht nur jene Varietät/Sprechlage an, die sie als usuell verwendete Sprechweise im Alltag deklariert hatten, sondern erklärten, dass es im Rahmen der Kommunikation mit ihren Kindern durchaus vorkäme, dass andere Sprechweisen eingesetzt werden, wobei für die jeweiligen Varietäten/Sprechlagen auch spezielle Gründe angeführt wurden. Die Mütter gaben für alle vorgelegten Sprechweisen, also für „Dialekt“, „nahe am Dialekt“, „nahe am Hochdeutschen“ und „Hochdeutsch“ Begründungen an.

„Hochdeutsch“ bzw. „nahe am Hochdeutschen“ wird für die Probandinnen offenbar genau dann sehr relevant, wenn es um das Schimpfen bzw. die Zurechtweisung ihrer Kinder geht. Diese

Sprechweisen werden offensichtlich als Möglichkeit angesehen, dem Kind zu signalisieren, dass es nun mit dem Spaß vorbei ist, da nun eine ernste Sache im Zentrum steht. Den Probandinnen ist bewusst, dass sie die Aufmerksamkeit ihrer Kinder durch den Wechsel der Varietät/Sprechlage erlangen. Hiermit lassen sich die Erkenntnisse von PENZINGER (1985: 257) bekräftigen: „Erziehliche Reglementierungsakte“ (ebd.) werden demzufolge von Müttern oftmals standardnah realisiert, wobei diese Tatsache auch im Sprachbewusstsein der Probandinnen vorliegender Studie deutlich wurde: Auch die Linzer Mütter schreiben dem „Hochdeutschen“ eine starke autoritative Funktion zu. Bekräftigt wird damit zugleich auch die Annahme, dass die Standardsprache die „Sprache der Distanz“ darstellt. Wenn das Kind mit Strenge zurechtgewiesen wird bzw. wenn man sich über das Kind ärgert, also wenn negative Emotionen im Spiel sind, dann steht nicht mehr das intime Mutter-Kind-Verhältnis im Zentrum, stattdessen handelt es sich nun um einen distanzschaffenden Akt. Indem viele Linzer Mütter „hochdeutsch(nah)e“ Sprechweisen in diese Kategorie einordnen, zeigen sie, dass sie diesen die Möglichkeit der Distanzierung zuschreiben.

Dass „hochdeutsch(nah)e“ Sprechweisen von den Linzer Müttern sehr stark mit der Tätigkeit des Erklärens verbunden werden, stimmt ebenfalls mit Penzingers Erkenntnissen überein. Laut dieser werden pädagogisch bedeutsame Wörter oftmals standardnah realisiert, da so eine Hervorhebung (Markierung) des Gesagten ermöglicht wird. (Vgl. PENZINGER 1985: 24) Diese Funktion der „hochdeutsch(nah)en“ Sprechweisen wird von den Probandinnen vorliegender Studie gesehen, da sie betonten, dass sie dann „Hochdeutsch“ sprechen würden, wenn dem Kind beispielsweise ein neues Wort beigebracht wird oder wenn es ein Wort falsch ausspricht.

Ein interessantes Ergebnis vorliegender Studie ist auch, dass manche der befragten Mütter den Faktor „Öffentlichkeit“ bei den Sprechweisen „nahe am Dialekt“ bzw. „nahe am Hochdeutschen“ als relevant angaben. Wenn erklärt wird, dass z. B. beim Arzt oder in der Schule „nahe am Hochdeutschen“ gesprochen wird, so lässt sich dies eventuell darauf zurückführen, dass die Mütter das Bedürfnis haben, ihren Kindern beizubringen, ihr Sprachverhalten an situative Faktoren anzupassen. Dazu passend betonte auch PENZINGER (1994: 139), dass Mütter in der Öffentlichkeit besonders stark darauf achten, wie sie mit ihren Kindern sprechen, v. a. dann, wenn sie sich einem kritischen Publikum ausgesetzt sehen, wozu z. B. LehrerInnen und Ärzte gehören. Die Mütter greifen in solchen Situationen häufig zu normnahen Sprechweisen. Es sei ihnen nämlich wichtig, „ihre Kinder für das normgerechte Verhalten in der Gesellschaft“ (ebd. 139–140) vorzubereiten.

11.8 Beliebtheit der einzelnen Varietäten/Sprechlagen

Die Probandinnen wurden gefragt, wie sehr sie es mögen, wenn ihr Kind „Dialekt“, „nahe am Dialekt“, „nahe am Hochdeutschen“ bzw. „Hochdeutsch“ spricht. Sie hatten die Möglichkeit, ihre Sympathien für die einzelnen Sprechweisen jeweils auf einer sechsstufigen Skala, die von „überhaupt nicht gerne“ (entspricht dem Wert 1) bis „sehr gerne“ (entspricht dem Wert 6) reichte, einzutragen. Zusätzlich wurde die gleiche Frage in Bezug auf Linzer Erwachsene gestellt, sprich, wie sehr es gemocht wird, wenn LinzerInnen die einzelnen Varietäten/Sprechlagen sprechen.

Mögen Sie es, wenn Ihr Kind Dialekt / nahe am Dialekt / nahe am Hochdeutschen / Hochdeutsch spricht?

Anhand der in folgender Grafik dargestellten Mittelwerte, die die Beliebtheit der einzelnen Varietäten/Sprechlagen widerspiegeln, wird deutlich, welche Sprechweisen bei dem eigenen Kind beliebter sind bzw. welche weniger bevorzugt werden:

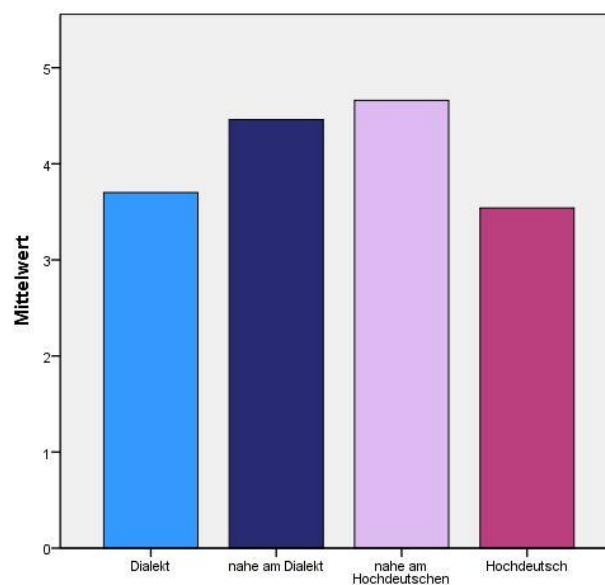


Abbildung 7: Beliebtheit der Sprechweisen des Kindes

Den höchsten Mittelwert erreichte hinsichtlich der Kinder die Sprechweise „nahe am Hochdeutschen“ (4,66), wobei der Modus bei dieser Sprechweise bei „gerne“ liegt (17 Nennungen). 42 von 50 Müttern mögen „nahe am Hochdeutschen“ bei ihrem Nachwuchs „gerne“ bis „sehr gerne“.

Auch „nahe am Dialekt“ erreichte mit 4,46 einen relativ hohen Mittelwert. Der Modus befindet sich hier mit 15 Nennungen bei „eher gerne“.

Bei der Antwort „Hochdeutsch“ handelt es sich um jene, die den geringsten Mittelwert aufweist (3,54).

Der Mittelwert bei der Sprechweise „Dialekt“ liegt etwas höher als bei „Hochdeutsch (3,70), somit stellt aber diese Sprechweise nur die drittbeliebteste Option dar.

In folgender Grafik ist zu sehen, welche Häufigkeiten die Antwort „Dialekt“ aufweist. Diese Sprechweise soll deshalb genauer untersucht werden, da die Annahme der „Dialektloyalität“ der LinzerInnen besteht, wobei aber auch die Vermutung nahe liegt, dass die Assoziation „Kinder bzw. kleine Kinder“ im Zusammenhang mit „Dialekt“ spezielle Implikationen zeigen könnte.

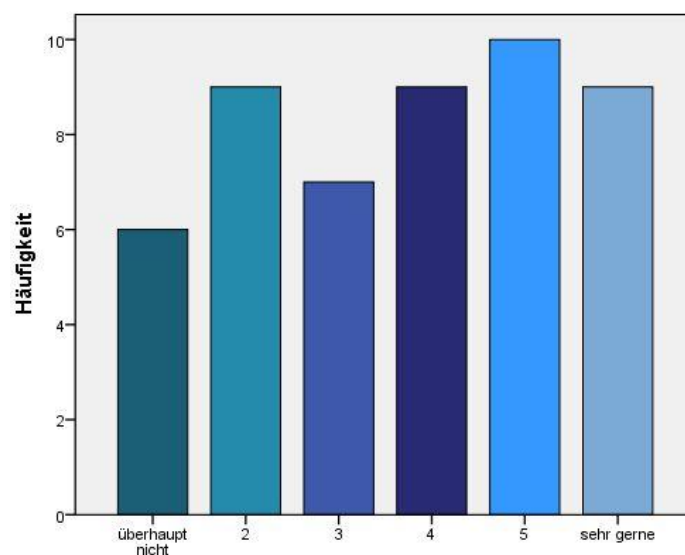


Abbildung 8: Beliebtheit des „Dialekts“ als Sprechweise des Kindes

Bei der Frage, wie gerne es die Mütter haben, wenn ihr Kind „Dialekt“ spricht, entschieden sich mit 10 Nennungen (20 %) die meisten für die Antwort „gerne“. Die Antwort „überhaupt nicht gerne“ wurde mit 6 Nennungen (12 %) am seltensten angekreuzt.

28 Personen (56 %), also doch mehr als die Hälfte, sehen es „eher gerne“ bis „sehr gerne“, wenn ihr Kind „Dialekt“ spricht. So bleiben aber immer noch 22 Mütter (44 %), die angaben, dass sie es „überhaupt nicht gerne“ bis „weniger gern“ mögen, wenn ihr Kind „Dialekt“ spricht.

Mögen Sie es, wenn LinzerInnen Dialekt / nahe am Dialekt / nahe am Hochdeutschen / Hochdeutsch sprechen?

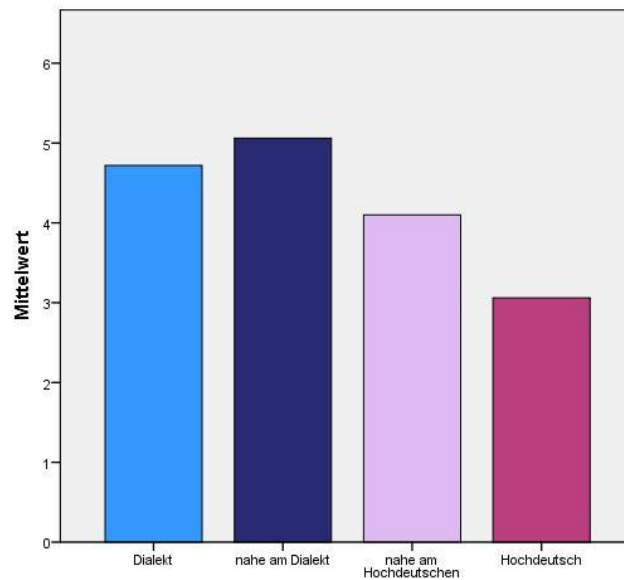


Abbildung 9: Beliebtheit der Sprechweisen der LinzerInnen

Den höchsten Mittelwert erreichte hinsichtlich der Erwachsenen die Sprechweise „nahe am Dialekt“. Der Modus liegt hier mit 20 Nennungen (40 %) bei „sehr gerne“.

„Hochdeutsch“ wurde mit einem Mittelwert von 3,06 am schlechtesten bewertet. 22 Personen (44 %) gaben an, sie würden es „überhaupt nicht gern“ bzw. „nicht gern“ mögen, wenn LinzerInnen „Hochdeutsch“ sprechen. Nur 4 Mütter (8 Prozent) entschieden sich bei der dieser Sprechweise für die Antwort „sehr gerne“.

„Dialekt“ liegt mit einem Mittelwert von 4,72 an zweiter Stelle.

„Nahe am Hochdeutschen“ erreichte den Mittelwert 4,1 und belegt somit den vorletzten Platz bei der Beliebtheit. Der Modus befindet sich mit 17 Nennungen (34 %) bei „eher gerne“.

Aufgrund der für Linz postulierten „Dialektfreundlichkeit“ soll auch bei dieser Frage gesondert hervorgehoben werden, welche Häufigkeiten bei der Bewertung der „dialektalen“ Sprechweise aufgetreten sind:

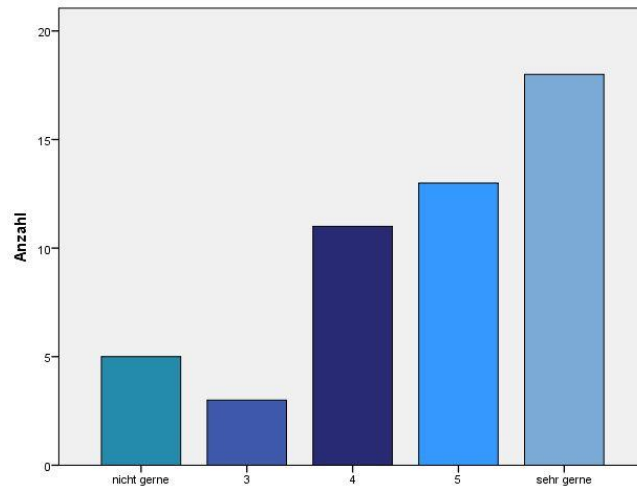


Abbildung 10: Beliebtheit des „Dialekts“ als Sprechweise der LinzerInnen

Der Modus ist mit 18 Nennungen (36 %) bei „sehr gerne“ vorzufinden. Die Mehrheit der Befragten, nämlich 42 Personen (84 %), geben an, dass sie es „eher gerne“ bis „sehr gerne“ haben, wenn LinzerInnen „Dialekt“ sprechen. Damit bleiben nur 8 Personen (16 %) übrig, die bei „Dialekt“ „weniger gern“ bzw. „nicht gerne“ angekreuzt haben. Keine Probandin antwortete, sie würde es „überhaupt nicht gern“ mögen, wenn LinzerInnen „Dialekt“ sprechen.

11.8.1 Beliebtheit der Sprechweisen in Bezug auf Kinder und erwachsene LinzerInnen im Vergleich

Begutachtet man die Ergebnisse der beiden zuletzt behandelten Fragen und vergleicht die Antworten, so lässt sich etwas Interessantes beobachten: Die Probandinnen bevorzugen bei den Erwachsenen eine andere Varietät/Sprechlage als bei ihren Kindern. Im Zusammenhang mit den Kindern erreichte nämlich die Sprechweise „nahe am Hochdeutschen“ den höchsten Mittelwert (4,66), während bei den Erwachsenen die Sprechweise „nahe am Dialekt“ (5,06) präferiert wird.

Das „Hochdeutsche“ hingegen wurde bei beiden Fragen am schlechtesten evaluiert: Die Verwendung des „Hochdeutschen“ wird sowohl in Bezug auf Erwachsene als auch Kinder am wenigsten gemocht (3,06 und 3,54).

Außerdem zeigt sich, dass die „dialektale“ Varietät jene Sprechweise ist, die besonders unterschiedliche Bewertungen hervorruft: Während nur 9 Mütter eine „dialektale“ Sprechweise bei ihrem Kind „sehr gerne“ mögen, sehen doppelt so viele Mütter, also 18, die „dialektale“ Sprechweise „sehr gerne“ bei LinzerInnen. Dabei fällt außerdem auf, dass keine einzige Mutter angab,

sie würde es „überhaupt nicht gerne“ mögen, wenn LinzerInnen „Dialekt“ sprechen, während bei der entsprechenden Frage in Bezug auf die Kinder durchaus 5 Mütter „überhaupt nicht gerne“ ankreuzten.

Diese Ergebnisse lassen im Allgemeinen den Schluss zu, dass die bevorzugte Sprechweise in Bezug auf die Kinder mehr in Richtung des „Hochdeutschen“ tendiert als das in Bezug auf Erwachsene der Fall ist. Deutlich wird aber auch, dass eine dezidiert „hochdeutsche“ Sprechweise allgemein eher weniger gemocht wird als die Verwendung der anderen Varietäten/Sprechlagen.

11.8.1.1 Resümee und Interpretation der Ergebnisse

In Bezug auf die Kinder liegt die Präferenz folglich nicht bei den äußersten Polen des Dialekt-Standard-Kontinuums, sondern im mittleren Bereich, was den Sprechweisen „nahe am Dialekt“ und „nahe am Hochdeutschen“ entspricht. Bei den erwachsenen LinzerInnen hingegen wird die „dialektale“ Seite des Kontinuums bevorzugt, da in diesem Kontext die Sprechweisen „nahe am Dialekt“ und „Dialekt“ die höchsten Werte erreichten.

Vergleicht man die Sympathiewerte für die „dialektale“ Sprechweise in Bezug auf Erwachsene und Kinder, so wird deutlich, dass die erwachsenen LinzerInnen offensichtlich lieber im „Dialekt“ gehört werden als die eigenen Kinder.

Fragt man nach einer Begründung für diese Ergebnisse, so lässt sich interpretativ Folgendes festhalten: Hinsichtlich der Kinder im Kindergartenalter steht das Erlernen der Sprache im Zentrum. Die Mütter wollen, dass ihre Kinder „richtig“ sprechen, weil sie dies später für die Schule brauchen und folglich auch für ihre berufliche Zukunft. Da man seinen Kindern beruflichen Erfolg wünscht, wird im Zusammenhang mit ihnen der „Dialekt“ nicht so gerne gesehen wie in Verbindung mit Erwachsenen. Sprechen LinzerInnen hingegen „Dialekt“, so zeigt das nur, dass sie auch „von hier“ sind, dass sie zugehörig sind, sie indizieren ihre Linzer Identität und das Sprechen einer „gemeinsamen Sprache“ erweckt Sympathie.

Gerade bei der Frage der bevorzugten Sprechweisen in Bezug auf das eigene Kind scheinen die negativen Assoziationen, die zuweilen mit dem „Dialekt“ verbunden werden, besonders stark wirksam zu sein. So wurde u. a. erklärt, dass ein „reiner Dialekt“ teilweise „derb“ oder „bauernmäßig“ klinge. Für das eigene Kind fände man daher eine „gehobenere“ Sprechweise schöner. So begründete beispielsweise eine Probandin ihre schlechte Bewertung des „Dialekts“ bei

der Frage nach dem Sprechen von Kindern folgendermaßen: „Reinen Dialekt finde ich oft etwas derb und ich finde es für das Erwachsenenleben wichtig, dass Kinder auch mit zumindest nahe am Hochdeutschen angelehnter Sprache vertraut sind“ (Case 246).

Die Sprechweisen „nahe am Dialekt“ und „nahe am Hochdeutschen“ vereinen im Sprachbewusstsein der Mütter offenbar die positiven Attribute, die dem „Dialekt“ zugeschrieben werden, mit jenen, welche mit dem „Hochdeutschen“ assoziiert werden.

Besonders bei der Frage, wie sehr es jeweils gemocht wird, wenn LinzerInnen die einzelnen Varietäten/Sprechlagen sprechen, zeigte sich, dass viele Probandinnen einen Wert darauf legten, ein positives Selbstbild zu vermitteln. Sie legten offensichtlich einen besonderen Wert darauf, sich tolerant zu zeigen. So gab es einige, die bei dieser Frage alle Varietäten/Sprechlagen gleich gut bewerteten und schließlich noch hinzufügten, dass es ihnen egal sei, wie die LinzerInnen sprechen. Jeder solle so sprechen dürfen, wie es ihm beliebt. Auch bei der Frage des Sprechens der Kinder war es einigen Mütter wichtig, hervorzuheben, dass sie ihren Kindern die Sprechweise nicht vorschreiben würden. So hielt eine Probandin fest: „Ich lasse mein Kind natürlich selbst entscheiden, wie es spricht“ (Case 304).

11.9 Beliebtheit des „Linzer Dialekts“ versus Beliebtheit des „Hochdeutschen“

Die Probandinnen wurden gefragt, wie sehr sie den „Linzer Dialekt“ bzw. das „Hochdeutsche“ mögen, wobei ihnen wieder eine Skala vorgelegt wurde, die von der Antwortmöglichkeit „überhaupt nicht gerne“ bis „sehr gerne“ reichte, was den Werten 1 bis 6 entspricht.

Mögen Sie den Linzer Dialekt?

Mögen Sie das Hochdeutsche?

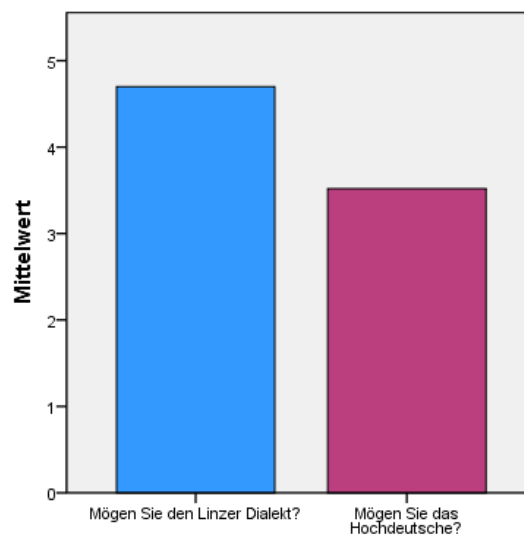


Abbildung 11: Beliebtheit „Linzer Dialekt“ versus „Hochdeutsch“

Der Mittelwert beträgt bei „Dialekt“ 4,7, während bei „Hochdeutsch“ nur ein Mittelwert von 3,52 erreicht wird.

Die durchschnittliche Antwort der Befragten lautet, dass sie den „Linzer Dialekt“ „gerne“ mögen, wohingegen das „Hochdeutsche“ im Durchschnitt genau zwischen einer positiven und negativen Bewertung liegt, nämlich zwischen „weniger gerne“ und „eher gerne“.

Anhand folgender Grafiken ist zu sehen, welche Häufigkeiten bei dieser Frage aufgetreten sind:

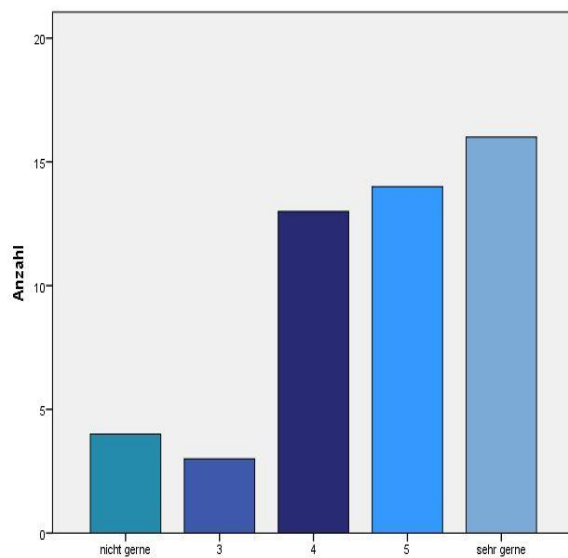


Abbildung 12: Beliebtheit des „Linzer Dialekts“

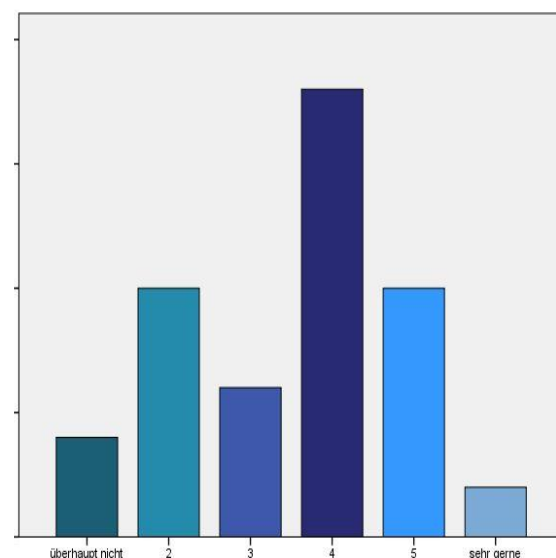


Abbildung 13: Beliebtheit des „Hochdeutschen“

Der Modus liegt bei „Dialekt“ mit 16 Nennungen (32 %) bei „sehr gerne“ und bei „Hochdeutsch“ mit 18 Nennungen (36 %) bei „eher gerne“. 43 der 50 befragten Linzerinnen (86 %) mögen den „Linzer Dialekt“ „eher gerne“ bis „sehr gerne“.

Nur 7 Mütter (14 %) mögen den „Dialekt“ „nicht gerne“ bis „weniger gern“ und keine einzige mag ihn „überhaupt nicht gern“, wohingegen 4 Mütter (8 %) bei „Hochdeutsch“ mit „überhaupt nicht gerne“ antworteten und insgesamt beachtliche 20 Mütter (40 %) angaben, „Hochdeutsch“ „überhaupt nicht gerne“ bis „weniger gern“ zu mögen.

32 % der Probandinnen (16 Personen) versehen den „Dialekt“ mit der besten Bewertung, aber nur 4 % (2 Personen) bewerten das „Hochdeutsche“ bestmöglich.

Gefragt nach einer Begründung ihrer Antworten hielten die Probandinnen Folgendes fest:

„Dialekt gehört zu Linz“: Viele gaben an, sie seien mit dem „Dialekt“ aufgewachsen bzw. sie würden selbst „Dialekt“ sprechen. Aus diesem Grund sei er ihnen vertraut und sie seien daran gewöhnt. So wurde immer wieder betont, dass der „Dialekt“ deswegen gemocht werde, weil es sich dabei um die Muttersprache handle. Festgehalten wurde auch Folgendes: „Der Dialekt ist ein Teil unser Kultur und Geschichte. Wir entfernen uns immer mehr von Traditionen und Bräuchen, was ich sehr schade finde, dies zeigt unseren Mangel an Geschichtsbewusst-

sein.“ (Case 252) „Dialekt gehört zu unserer Kultur wie die Linzer Torte – er sollte nicht verloren gehen!“ (Case 311) „Ich denke, dass alles, womit man aufwächst, normal und vertraut ist und einem auch wichtig ist bzw. wird“ (Case 315).

„Klang des Dialekts, Vielfalt“: Manche erklärten auch, dass sie den „Dialekt“ schön fänden oder dass er angenehm klingen würde und eine Abwechslung darstelle: „Ich finde, dass alles im Dialekt Gesprochene etwas weicher und angenehmer klingt“ (Case 315). „Gute Frage! Weil Hochdeutsch weniger schön klingt? Genauso wie es geschrieben ist? Jede Sprache kann so vielfältig klingen und Dialekt macht Sprechen und auch Hören abwechslungsreicher.“ (Case 315)

„Relativ verständlicher Dialekt“: Einige begründeten ihre Sympathie für den „Linzer Dialekt“ auch damit, dass es sich dabei um einen – im Vergleich zu anderen Dialekten – relativ leicht verständlichen „Dialekt“ handle. So betonte eine Mutter: „Der Linzer Dialekt ist einfach zu verstehen, er ist doch eher deutlich. Er hat wenig Eigenkreationen oder Abwandlungen vom Hochdeutschen.“ (Case 326)

„Ungewohntes Hochdeutsch“: Für viele Linzerinnen fühlt sich das Sprechen des „Hochdeutschen“ sehr ungewohnt an und aus diesem Grund werde es von ihnen nicht gerne gesprochen.

„Wichtigkeit des Hochdeutschen“: Einige begründeten ihre Angaben damit, dass „Hochdeutsch“ durchaus wichtig sei, so z. B. für die Arbeitswelt oder aufgrund der überregionalen Verständlichkeit. So hielten die Probandinnen u. a. Folgendes fest: „Auch wenn ich von der Wichtigkeit des Hochdeutschen in den Bereichen der Arbeitswelt und der Bildung überzeugt bin, mag ich es nicht so gerne, da ich mich damit nicht so sicher fühle wie mit nahe am Dialekt.“ (Case 246) „Hochdeutsch ist wichtig, weil es für alle gleich gut verständlich ist“ (Case 310). Eine Probandin begründete ihre Antwort, dass sie das „Hochdeutsche“ „gerne“ mögen würde, mit dieser Aussage: „Es gehört auch zu unserem Leben und Umfeld dazu (Fernsehen, Medien, Schule, Bücher). Es ist ganz normal und wichtig.“ (Case 253)

„Klang des Hochdeutschen“: Bezüglich des „Hochdeutschen“ wurde von manchen angegeben, dass es „steif“ und „streng“ wirke: „Es klingt sehr hart. Von Deutschen gesprochen klingt es ok, von Österreichern gesprochen finde ich, dass es eigenartig klingt.“ (Case 261) „Hochdeutsch klingt sehr streng und uncharmant!“ (Case 245)

11.9.1 Resümee und Interpretation der Ergebnisse

Begutachtet man die Antworten der befragten Linzerinnen, so ist zu erkennen, dass der „Linzer Dialekt“ positivere Attitüden evoziert hat als das „Hochdeutsche“. Nach diesen Ergebnissen ist die „dialektale“ Varietät in Linz beliebter als die „hochdeutsche“. Im theoretischen Teil vorliegender Arbeit wurde von der „Dialektfreundlichkeit“ der LinzerInnen gesprochen, wobei die Antworten der befragten Mütter dieses Postulat stützen. Dafür spricht im Besonderen auch die Tatsache, dass viele der Probandinnen erklärten, dass der „Linzer Dialekt“ von ihnen gemocht werde und ihnen wichtig sei, weil er ihre vertraute Sprache sei.

Dass die Affekte hinsichtlich des „Linzer Dialekts“ eindeutig in die positive Richtung tendieren, zeigt, dass sich die Linzerinnen im Grunde darüber im Klaren sind, wie sie zum „Dialekt“ stehen: Sie mögen ihn gerne. Demgegenüber zeigt die Bewertung des „Hochdeutschen“ (das Ergebnis fällt genau in die Mitte der Antwortskala), dass sich die Linzerinnen in ihrer Gefühlswelt in Bezug auf das „Hochdeutsche“ nicht wirklich sicher sind. Aus diesem Grund entscheiden sie sich offenbar nicht für eine positive oder negative Bewertung, sondern für einen Zwischenbereich.

„Hochdeutsch“ wird also im Vergleich zum „Dialekt“ (deutlich) negativer evaluiert. Daraus kann man ableiten, dass diese Sprechweise in der Gefühlswelt der Probandinnen einen geringeren Stellenwert hat als der „Dialekt“. „Hochdeutsch“ wird zwar durchaus von einigen als wichtig angesehen, aber bei der Bewertung dieser Varietät spielen positive *Gefühle* kaum eine Rolle. Die Probandinnen begründen ihre Antworten eher funktional bzw. auf eine neutrale Art und Weise. So beziehen sie sich größtenteils darauf, dass das „Hochdeutsche“ für den beruflichen Bereich wichtig sei bzw. für die überregionale Verständlichkeit. Während also erkennbar wird, dass der „Linzer Dialekt“ für viele Linzerinnen eine emotionale Bedeutung hat, da sie sich mit ihm verbunden fühlen, ist dies beim „Hochdeutschen“ offensichtlich nicht der Fall. So hielt beispielsweise eine Probandin fest: „Wenn es zu Klarheit und Verständlichkeit beiträgt, so ist es [„Hochdeutsch“] hilfreich, um eine breite Masse an Menschen zu erreichen. Grundsätzlich habe ich aber keine eindeutige Präferenz.“ (Case 234)

Dass beim „Dialekt“ die häufigste Antwort ist, dass dieser „sehr gerne“ gemocht wird und dass 86 % der Mütter angeben, sie würden ihn „eher gerne“ bis „sehr gerne“ mögen, zeigt nicht nur, dass der Dialekt in Linz geschätzt wird, sondern lässt zugleich vermuten, dass man als Linzerin

zu seinem „Dialekt“ stehen kann bzw. darf. Lebt man in Linz, so gilt es als „normal“, wenn man den „Dialekt“ schätzt und dieser Varietät gegenüber positiv eingestellt ist.

Stellt man solch eine allgemeine Frage nach der Beliebtheit bzw. Unbeliebtheit einer Varietät, so darf man nicht erwarten, dass sich von diesem Ergebnis eine allgemeine bzw. einheitliche Einstellung zum „Dialekt“ bzw. zum „Hochdeutschen“ ableiten lässt, die sich auf alle Bereiche des Lebens übertragen lässt. Wie bereits erwähnt muss sich eine Einstellung nicht durch Homogenität auszeichnen, sondern kann auch Widersprüche aufweisen. Der „Dialekt“ kann zwar beispielsweise im Allgemeinen gemocht werden, zugleich kann aber angegeben werden, dass mit dem Kind kein „reiner Dialekt“ gesprochen wird, weil man beispielsweise will, dass das Kind die Sprache „richtig“ lernt.

Aufschlussreicher wird dieser Sachverhalt auch dann, wenn man bedenkt, dass, je nach dem Kontext in welchem eine Varietät/Sprechlage auftritt, im Grunde ein anderes Einstellungsobjekt im Zentrum steht. Wird nach dem „Dialekt“ allgemein gefragt, so handelt es sich um ein anderes Objekt als bei der Frage, wie gerne man es mag, wenn Kinder „Dialekt“ sprechen oder wenn Erwachsene „Dialekt“ sprechen. Natürlich stellt bei derlei Fragen der „Dialekt“ das zentrale Objekt dar, aber um spezifische Aussagen über Einstellungen zu machen, muss auch der Kontext mitberücksichtigt werden, da dieser Auswirkungen auf die Einstellungen hat.

11.10 Bedeutung der Weitergabe des „Dialekts“ an die nächste Generation

Finden Sie es wichtig, dass Kinder den Linzer Dialekt lernen?

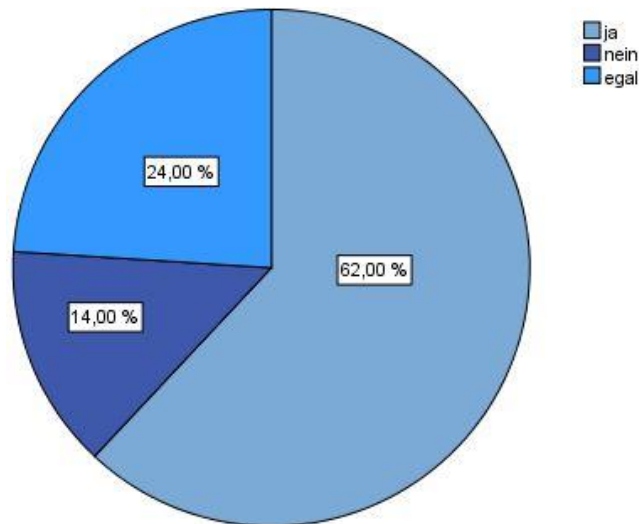


Abbildung 14: Bedeutung der Weitergabe des „Linzer Dialekts“

Die Befragten hatten bei dieser Frage die Möglichkeit, „ja“, „nein“ oder „egal“ anzukreuzen. Es zeigt sich, dass sich beinahe zwei der Drittel der 50 befragten Linzerinnen, nämlich 62 % (31 Personen), für die Antwort „ja“ aussprachen, d. h. dass es ihnen wichtig ist, dass Kinder den „Linzer Dialekt“ erlernen. 24 % (12 Personen) konnten sich nicht für „ja“ oder „nein“ entscheiden, sondern kreuzten stattdessen „egal“ an. Am wenigsten, nämlich 14 % (7 Personen), entschieden sich für die Antwort „nein“.

Zusätzlich konnten die Probandinnen ihre jeweilige Antwort begründen.

Für die Antwort „ja“ wurden folgende Erklärungen angeführt:

„Kultur, Identität, Heimat und Tradition“: Die meisten Begründungen der Befragten lassen sich dieser Kategorie zuordnen (8 Nennungen). So wird der „Dialekt“ als zur Kultur gehörig und als Teil der Identität angesehen. Er stelle eine Verbindung zur Heimat dar und lebe man in Linz, „so ist es sozusagen Tradition“ (Case 253), dass der „Dialekt“ an die Kinder weitergegeben wird. So hielt eine Mutter beispielsweise fest: „Ja, ich finde es wichtig, weil es zu unserer Kultur und Identität dazu gehört. Hochdeutsch lernen die Kinder sowieso durch das Vorlesen und dann in der Schule.“ (Case 261)

„Dialekt als Sprache der Linzer“: Viele Probandinnen erklärten auch, dass der „Dialekt“ einfach die Sprache der LinzerInnen sei (7 Nennungen). Lebe man in Linz, so „gehört der Dialekt einfach dazu“ (Case 228).

„Dialektloyalität“: Einige Erklärungen bringen eine explizit dialektloyale Haltung zum Ausdruck (3 Nennungen). So wurde beispielsweise betont, dass man es wichtig finde, dass der Dialekt erhalten bleibe und dass man sich wünsche, dass „Dialekte“ allgemein nicht aussterben.

„Soziale Inklusion“: Außerdem wurde betont, dass der „Dialekt“ für das soziale Miteinander von Bedeutung sei. Er habe die Fähigkeit, Verbindungen beziehungsweise ein Zusammengehörigkeitsgefühl zwischen den GesprächspartnerInnen zu erzeugen.

Für die Antwort „egal“ wurde folgende Erklärung angeführt:

„Automatisches Lernen des Dialekts“: Jene Mütter, die die Antwort „egal“ begründeten, gaben an, dass der „Dialekt“ ohnehin von selbst gelernt werde (6 Nennungen). Da der „Dialekt“ die übliche Sprache in Linz sei, werde er automatisch gelernt.

Die Antwort „nein“ wurde folgendermaßen begründet:

„Automatisches Lernen des Dialekts“: Auch hier wurde angegeben, dass man davon ausgehe, dass man als Linzer bzw. Linzerin den „Dialekt“ sowieso erlernt.

„Kein schöner Dialekt“: Eine Mutter erklärte, dass sie den „Linzer Dialekt“ im Vergleich zu anderen „Dialekten“ nicht so schön fände. Aus diesem Grund müsse ihr Kind den „Dialekt“ nicht sprechen, aber verstehen sollte es ihn schon.

11.10.1 Resümee und Interpretation der Ergebnisse

Die Mehrheit der Probandinnen sieht die Weitervermittlung des Dialekts an die nächste Generation als relevant an. Dass die meisten Mütter, nämlich 31 Personen, die Weitergabe des „Linzer Dialekts“ an ihre Kinder als wichtig deklarieren, steht wiederum dafür, dass der „Dialekt“ in Linz einen relativ hohen Stellenwert hat. Wie bedeutend die Beherrschung des „Dialekts“ von vielen empfunden wird, wird besonders mit folgender Aussage einer Probandin deutlich: „Im Alltag ist der Dialekt einfach unverzichtbar“ (Case 304).

Die Antwort „ja“ wurde von den Probandinnen häufig damit begründet, dass der „Dialekt“ ein Teil ihrer Identität und Kultur sei bzw., dass er für sie eine besondere Bedeutung habe, da er nämlich das Gefühl von Heimat in ihnen erzeuge. Eine Probandin erklärte hierzu: „Der Dialekt

ist ein Teil unserer Kultur, die wir nicht verleugnen sollen“ (Case 252). Mit dem „Dialekt“ könne man zeigen, wer man sei und wo man herkomme. Es handelt sich bei diesem Ergebnis folglich um eine Bekräftigung der Erkenntnisse von SOUKUP (2009: 123), welche ebenfalls besagen, dass LinzerInnen häufig dieses Potential der persönlichen Identifikation mit dem „Dialekt“ verbinden würden. Diese Stärke wird offensichtlich von vielen LinzerInnen dem „Dialekt“ zugeschrieben. Zum Zusammenhang zwischen Dialekt und Identität bzw. zur Frage, warum es für die Menschen wichtig ist, ihre Identität mittels Dialekt nach außen zu tragen, äußert sich GÖTTERT (2011: 345–346) folgendermaßen: Es

ist Verlass auf sehr einfache Erkenntnisse wie die, dass wir uns gerne voneinander unterscheiden und identifizierbare Einheiten bilden. [...] Als man vor Jahrzehnten einmal erwog, die Nummernschilder der Autos auf reine Zahlen umzustellen, zeigte sich wütender Protest. Man will eben etwas genauer wissen, wer einem die Vorfahrt nimmt. Auch die Dialekte oder auch nur die Akzente sind wundervolle kostenlose Beigaben der Natur zur Markierung (eines Teils) unserer Identität. Wir fühlen uns wohl unter Unsresgleichen und lästern gerne über Unsresungleiche – beides befestigt das innere Gleichgewicht.

Auch das besondere soziale Potential des „Dialekts“ wurde von den befragten Müttern in diesem Zusammenhang hervorgehoben. So betonte beispielsweise eine Probandin die „verbindende gesellschaftliche Wirkung“ (Case 306) dieser Sprechweise. Durch das Sprechen des „Dialekts“, das Sprechen der gleichen Sprache, wird offenbar ein Zusammengehörigkeitsgefühl erzeugt.

Wenn man das Bedürfnis hat, den „Dialekt“ sogar an die Kinder weiterzugeben, spricht das eindeutig dafür, dass dieser in Linz durchaus Prestige besitzt. Dass nur 7 Probandinnen diesbezüglich mit „nein“ antworteten, legt die Vermutung nahe, dass die Mehrheit diesen positiven Wert des „Dialekts“ bzw. allgemein einen positiven Wert im „Dialekt“ sieht.

Nur sehr wenige der befragten Linzerinnen meinten also, dass es nicht von Bedeutung ist, dass die Kinder den „Linzer Dialekt“ lernen. Die Antworten „nein“ und „egal“ wurden hauptsächlich damit begründet, dass der „Dialekt“ ohnehin nebenbei gelernt werde und aus diesem Grund müsse er nicht extra bzw. bewusst an die Kinder weitervermittelt werden. Man könnte diese Antworten nun so interpretieren, dass dem „Dialekt“ von diesen Probandinnen einfach keine Wichtigkeit zugeschrieben wird, andererseits könnten solche Aussagen vielmehr bedeuten, dass auch diese Befragten dem „Dialekt“ in Linz einen wesentlichen Stellenwert zuschreiben, da sie davon ausgehen, dass man als Linzer bzw. Linzerin automatisch mit dem Dialekt in Berührung kommt. So äußerte eine Probandin: „Meine Großmutter meinte immer, Dialekt lernen sie [die Kinder] von selbst“ (Case 274).

Bei den Ergebnissen zu dieser Frage zeigt sich außerdem auch ein deutlicher Unterschied zu Schoners Untersuchung in Wien: 80 % der befragten WienerInnen gaben an, dass der Dialekt in Wien nur einen mäßigen bis sehr geringen Stellenwert habe (vgl. SCHONER 2011: 51).

11.11 Vorteile der „Dialekt“-Kompetenz der Kinder / Nachteile ohne „Dialekt“-Kompetenz

Auch die folgende Frage reiht sich in das Problemfeld „Stellenwert des Dialekts“ in Linz ein. Welche Bedeutung messen die Probandinnen dem „Dialekt“ in Linz bei? Erachten sie ihn als so bedeutend für das soziale Leben eines Linzer Kindes, dass sie glauben, dessen Nicht-Beherrschung könne einen Nachteil für das Kind mit sich bringen?

Glauben Sie, dass es für ein Linzer Kind ein Nachteil sein kann, wenn es nicht Dialekt sprechen kann?

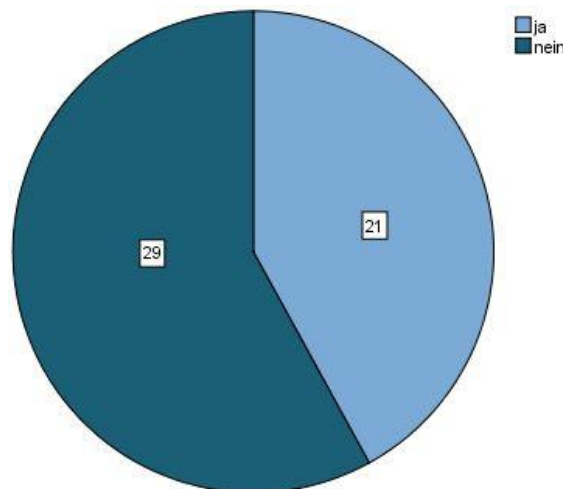


Abbildung 15: Nachteile der Nicht-Beherrschung des „Dialekts“

21 Mütter (42 %) entschieden sich für die Antwort „ja“. Fast die Hälfte der Befragten glaubt also, dass es für ein Kind in Linz von Nachteil sein könnte, wenn es den „Dialekt“ nicht beherrscht.

29 Mütter (58 %) kreuzten bei dieser Frage „nein“ an. Somit gaben etwas mehr als die Hälfte an, sie würden nicht glauben, dass Linzer Kinder Nachteile dadurch haben könnten, wenn sie keinen „Dialekt“ sprechen können.

Jene Informantinnen, die glauben, dass die Nicht-Beherrschung des „Dialekts“ ein Nachteil sein könnte, wurden im Anschluss im Rahmen einer offenen Frage gefragt, welche Nachteile sie für ein Kind sehen, wenn es nicht „Dialekt“ sprechen kann:

Welche Nachteile kann ein Linzer Kind haben, wenn es nicht Dialekt sprechen kann?

Die Antworten der Probandinnen hierzu lassen sich in einer Kategorie zusammenfassen:

„Soziale Nachteile, Ausgrenzung“: Die Mütter gaben an, dass sie die Nachteile für die Kinder im sozialen Bereich verorten würden. Spricht das Kind keinen „Dialekt“, so könne dies zur Folge haben, dass es von den anderen Kindern ausgegrenzt und zum Außenseiter werde. Die Befragten erklärten weiters, dass das Kind aufgrund seiner Sprache ausgelacht und gehänselt werden könnte. Es würde eventuell als „anders“ wahrgenommen werden, als arrogant und abgehoben oder als „Streber“. So wurde festgehalten, dass eine „falsche“ Sprechweise „zu Unbeliebtheit führen könnte“, da „Kinder untereinander Ähnlichkeiten mögen“.

Auch die nächste Frage hängt mit dem Stellenwert des „Dialekts“ in Linz zusammen, wobei hierbei nicht die *aktuelle* Situation der Kinder, sondern deren Zukunft im Zentrum steht.

Glauben Sie, dass es für ein Linzer Kind später einmal von Vorteil sein könnte, wenn es Dialekt sprechen kann?

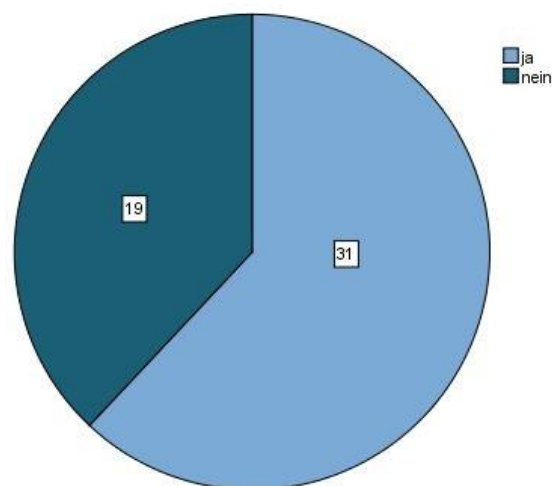


Abbildung 16: Vorteile der Beherrschung des „Dialekts“

Eine deutliche Mehrheit, nämlich beinahe zwei Drittel aller Probandinnen, sieht in der Beherrschung des „Dialekts“ spätere Vorteile für das Kind: 31 der 50 befragten Mütter (62 %) antworteten auf die entsprechende Frage mit „ja“. Nur etwas mehr als ein Drittel der befragten

Linzerinnen sieht diese Vorteile des „Dialekts“ nicht: 19 Personen (38 %) entschieden sich für „nein“.

Jene Informantinnen, die mit „ja“ antworteten, wurden im Anschluss wieder im Rahmen einer offenen Frage danach gefragt, welche Vorteile das Sprechen des „Dialekts“ nach sich ziehen könnte:

Welche Vorteile könnte ein Linzer Kind später einmal haben, wenn es Dialekt sprechen kann?

Die Antworten der Mütter lassen sich folgenden Kategorien zuordnen:

„Gemeinsamkeits- und Zusammengehörigkeitsgefühl“: Die meisten Erklärungen der Mütter lassen sich der Kategorie „Gemeinsamkeits- und Zusammengehörigkeitsgefühl“ zuordnen (11 Nennungen). So wurde beispielsweise betont, dass das Sprechen des „Dialekts“, das Sprechen der „gleichen Sprache“, dazu führen könne, dass man sich mit anderen Menschen verbundener fühle. Man signalisiere dadurch Gemeinsamkeit und Zugehörigkeit. Der „Dialekt“ habe die Fähigkeit, den Beziehungsaufbau zu fördern, da er die Menschen näher zusammenbringe und ein Gemeinschaftsgefühl erzeuge.

„Sprachliche Bereicherung“: Manche Mütter erklärten auch, dass die Beherrschung des „Dialekts“ eine sprachliche Bereicherung darstelle. So wurde festgehalten, dass durch den „Dialekt“ eine „Wertschätzung der Einzigartigkeit und Andersartigkeit“ erfolge, außerdem, dass er „eine zweite Sprache“ darstelle und „jede weitere Sprachbeherrschung ist eine Bereicherung“. (Case 268) Weiters wurde erläutert, dass das Sprechen des „Dialekts“ dazu beitrage, die Kommunikationsfähigkeit zu verbessern, wobei „es erwiesen ist, dass die Kenntnis mehrerer Sprachen (dazu zählen auch Dialekte) kognitive Fähigkeiten fördert“. (Case 284)

„Situative Anpassung“: Einige Probandinnen sehen die Stärke der Beherrschung des „Dialekts“ auch darin, dass einem dadurch die Möglichkeit eröffnet werde, sich an verschiedene Situationen sprachlich anzupassen. So hielt eine Mutter fest: „Der Vorteil ist bestimmt, sich auf jede Situation individuell einlassen zu können.“ (Case 282)

11.11.1 Resümee und Interpretation der Ergebnisse

Die Tatsache, dass beinahe die Hälfte der Mütter angab, zu glauben, ein Linzer Kind könnte Nachteile haben, wenn es den „Dialekt“ nicht beherrscht, zeigt, dass dem „Dialekt“ in Linz ein großer Stellenwert zugeschrieben wird. Wenn betont wird, dass man ohne „dialektales“ Sprechen eventuell zum Außenseiter wird, so bedeutet das, dass viele Linzerinnen davon ausgehen, dass Linzer Kinder untereinander „Dialekt“ sprechen. Der „Dialekt“ wird als gemeinsame Sprache in Linz wahrgenommen und wird diese „Sprache“ nicht beherrscht, so würde sich ein Kind eventuell der Gefahr der sozialen Ausgrenzung ausgesetzt sein.

Besonders relevant erscheint die Frage nach den späteren Vorteilen, zu welchen die Beherrschung des „Dialekts“ in den Augen der Probandinnen führen könnte. Erweist sich nämlich eine Varietät/Sprechlage in gewissen Bereichen des Lebens als funktionell probat, so wird dieser auch Wertschätzung entgegengebracht. Fast zwei Drittel der befragten Mütter hielten fest, dass sie in der Beherrschung des „Dialekts“ einen Vorteil sehen. Die Mehrheit der Linzerinnen deklariert den „Dialekt“ folglich als eine Bereicherung im Leben. Die hauptsächliche Funktion, welche dem „Dialekt“ dabei zugesprochen wird, ist wieder sozialer Natur. So erläuterte eine Mutter zur Frage nach den Vorteilen des „Dialekts“: „Vorteile sehe ich am ehesten im sozialen Bereich. Den Dialekt sehe ich als eigene Sprache in unserer Umgebung an.“ (Case 261)

11.12 Sprachliche Normvorstellungen im Bereich des Kindergartens und der Schule

Beim nächsten Fragenkomplex der Untersuchung standen die Themen Kindergarten und Schule im Zentrum. Es sollte eruiert werden, welche sprachlichen Normvorstellungen Mütter hinsichtlich Schule und Kindergarten haben. Welche Sprechweisen erwarten sie bzw. welche halten sie für die „richtigen“ bzw. „passenden“ in diesen für ihre Kinder wesentlichen Lebensbereichen?

Wie sollen die LehrerInnen, Ihrer Meinung nach, in der Schule im Unterricht sprechen?

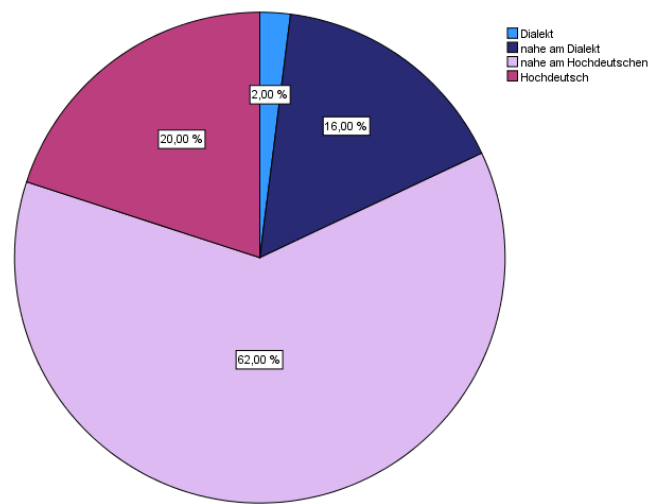


Abbildung 17: Normvorstellungen für die Sprechweise von LehrerInnen im Unterricht

Der Modus liegt bei dieser Frage mit 31 Nennungen (62 %) bei „nahe am Hochdeutschen“. Für „Hochdeutsch“ sprachen sich 10 Mütter (20 %) aus. Für die Sprechweise „nahe am Dialekt“ entschieden sich etwas weniger, nämlich 8 Probandinnen (16 %). Nur eine Probandin (2 %) kreuzte die Antwort „Dialekt“ an.

Es sollte aber nicht nur eruiert werden, welche Sprechweise von LehrerInnen im Unterricht erwartet wird, sondern auch, welche Sprechweise allgemein von LehrerInnen gefordert wird. Macht es für die Befragten einen Unterschied, ob es sich um die Sprechweise im Unterricht bzw. um die Sprechweise außerhalb desselben handelt?

Wie sollen die LehrerInnen, Ihrer Meinung nach, in der Schule abseits vom Unterricht sprechen?

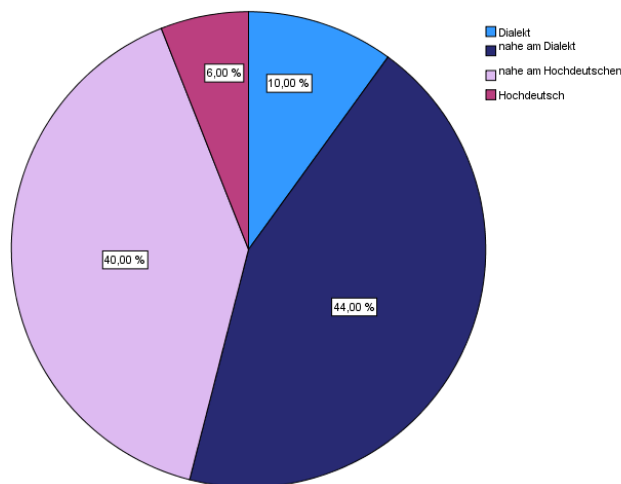


Abbildung 18: Normvorstellungen für die Sprechweise von LehrerInnen abseits des Unterrichts

Der Modus befindet sich mit 22 Nennungen (44 %) bei „nahe am Dialekt“. Auch „nahe am Hochdeutschen“ stellt mit 20 Nennungen (40 %) noch eine sehr beliebte Antwort dar. 5 Personen (10 %) entschieden sich für die Sprechweise „Dialekt“ und nur 3 (6 %) für „Hochdeutsch“.

Wie sollen die Kinder, Ihrer Meinung nach, in der Schule im Unterricht sprechen?

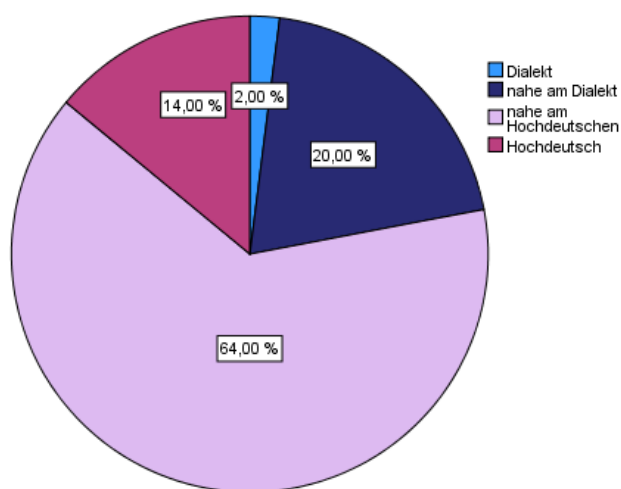


Abbildung 19: Normvorstellungen für die Sprechweise von SchülerInnen im Unterricht

Bei der Frage nach der Sprechweise der SchülerInnen im Unterricht plädieren beinahe zwei Drittel der Befragten, nämlich 64 % (32 Personen), für „nahe am Hochdeutschen“. Für „nahe

am Dialekt“ entschieden sich 20 % der Probandinnen (10 Personen). 14 % (7 Personen) sprachen sich für „Hochdeutsch“ aus und nur 2 % (eine Person) für „Dialekt“.

Wie sollen die Kinder, Ihrer Meinung nach, in der Schule abseits vom Unterricht (z. B. in der Pause) sprechen?

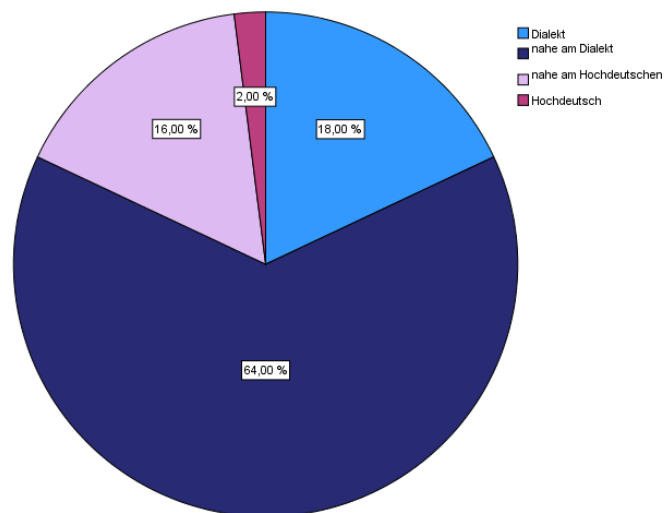


Abbildung 20: Normvorstellungen für die Sprechweise von SchülerInnen abseits des Unterrichts

Bei der Frage der Sprechweise der SchülerInnen abseits vom Unterricht plädieren beinahe zwei Drittel der Befragten, nämlich 64 % (32 Personen), für die Sprechweise „nahe am Dialekt“. 18 Prozent (9 %) entschieden sich für „Dialekt“. Auch für „nahe am Hochdeutschen“ sprachen sich noch 16 % der Mütter (8 Personen) aus und für „Hochdeutsch“ nur noch 2 % (eine Person).

Die Probandinnen hatten auch die Möglichkeit, ihre Antworten im Rahmen von offen gestellten Fragen zu begründen.

Jene, die sich dafür aussprachen, dass LehrerInnen bzw. SchülerInnen im Unterricht „nahe am Hochdeutschen“ oder „Hochdeutsch“ sprechen sollten, führten für ihre Entscheidung folgende Argumente an:

„Schreiben und lesen lernen“: Die meisten Antworten der Mütter bezogen sich darauf, dass eine „hochdeutsche“ Sprechweise den Kindern dabei helfen würde, das Schreiben bzw. Lesen der deutschen Sprache besser und leichter zu lernen. Nachdem nicht im „Dialekt“, sondern „hochdeutsch“ geschrieben werde, sei diese Sprechweise für den Unterricht passend und förderlich.

„Vorbildfunktion“: Auch auf die Tatsache, dass LehrerInnen bezüglich der Sprechweise eine Vorbildfunktion haben, wurde in diesem Zusammenhang öfters hingewiesen. Sprache werde durch Nachahmung gelernt, wobei LehrerInnen dabei als sprachliche Vorbilder fungieren sollten. Aus diesem Grund sollte im Unterricht „nahe am Hochdeutschen“ bzw. „Hochdeutsch“ gesprochen werden.

„Beherrschung des Variations-/Varietäten-Kontinuums“: Die Begründungen der Mütter bezogen sich auch darauf, dass es notwendig und wichtig sei, sowohl „dialektale“ als auch „hochdeutsche“ Sprechweisen zu sprechen. So wurde festgehalten, dass man beide Sprechweisen beherrschen sollte: „*Grüßdi* oder *grüß dich*, *i* oder *ich*, *gema* oder *gehen wir* ist beides in Ordnung für mich, man sollte es sich aber aussuchen können, wann man was verwendet. Daher sollte man beides können.“ (Case 232) Eine andere Probandin betonte, dass sie den „Dialekt“ schätze, aber dennoch die Bedeutung des „Hochdeutschen“ sehen würde: „Ich finde wichtig, dass Kinder mit Dialekt aufwachsen, jedoch ist es auch wichtig, dass sie mit Hochdeutsch vertraut sind, um vor allem im Berufsleben angemessen sprechen können“ (Case 295). Die Relevanz des situationsadäquaten Sprechens wurde hervorgehoben: „Ich bin der Ansicht, dass es gut ist, wenn sich die Kinder beidem bedienen können, abgestimmt auf die jeweilige Situation“ (Case 252). Die Schule wird dabei von vielen als wichtiger Ort angesehen, an welchem die „hochdeutsch(nah)en“ Sprechweisen gelernt werden.

„Beruf“: Manche Mütter erklärten ihre Antworten auch mit der Bedeutung des „Hochdeutschen“ für das spätere Leben ihrer Kinder. Für die weitere Ausbildung sei „Hochdeutsch“ eine wichtige Vorbereitung und allgemein werde es für das Berufsleben gebraucht.

„Deutlich sprechen, Verständlichkeit, richtige Sprache“: Das „Hochdeutsche“ wird von den Probandinnen außerdem mit dem Attribut „deutliches bzw. richtiges Sprechen“ belegt. Von den LehrerInnen wird eine deutliche Sprechweise gefordert und hierzu eigne sich „Hochdeutsch“. Zusätzlich gewährleiste das „Hochdeutsche“ im Unterricht eine bessere Verständlichkeit des Erklärens. Die Mütter wünschen sich, dass ihre Kinder während des Unterrichts das Sprechen der „richtigen Sprache“ üben: „In der Stunde wäre es schön, richtiges Deutsch zu üben (kein *des*, *wos*, kein *besser wie*)“ (Case 254).

Jene Probandinnen, die „Dialekt“ oder „nahe am Dialekt“ geantwortet haben, führten Folgendes als Begründung an:

„Wohlfühlen und Authentizität“: Das Wichtigste sei, dass LehrerInnen authentisch wirken. Aus diesem Grund sei auch „Dialekt“ oder „nahe am Dialekt“ in Ordnung. Außerdem würde es positive Auswirkungen auf das Lernklima haben. Die Kinder würden sich nämlich wohler fühlen, wenn im Unterricht die gleiche Sprache wie im Elternhaus gesprochen wird.

Bei der Frage, welche die Sprechweise der LehrerInnen in der Pause betraf, wurde von einigen Müttern begründet, warum sie der Meinung sind, dass abseits vom Unterricht „nahe am Dialekt“ bzw. „Dialekt“ die passenden Sprechweisen sind:

„Beziehungsaufbau“: Die Probandinnen begründeten die Entscheidung für diese Sprechweisen in diesem Kontext damit, dass es natürlicher wirke und Vertrautheit vermittele, was für den Beziehungsaufbau zwischen LehrerInnen und SchülerInnen förderlich sei. So hielt eine Probandin fest: „Nahe am Dialekt“ sollten die LehrerInnen benutzen, „da sie ein natürlicheres Verhältnis zu den Kindern aufbauen können und sich die Kinder eher mit Problemen an sie wenden werden“ (Case 246). Eine andere Probandin erklärte: „In den Pausen ist es meiner Meinung nach sogar besser, eher Dialekt zu sprechen, da man so näher an den Schülern ist“ (Case 232).

Wie sollen die KindergartenpädagogInnen, Ihrer Meinung nach, im Kindergarten sprechen?

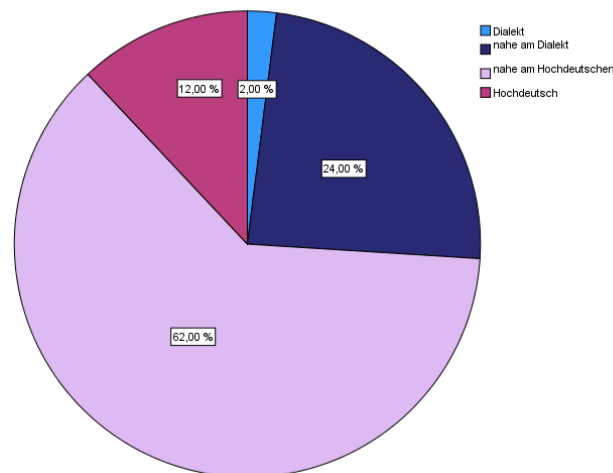


Abbildung 21: Normvorstellungen für die Sprechweise von KindergartenpädagogInnen

Im Bereich des Kindergartens bevorzugen die befragten Mütter mit 31 Nennungen (62 %) die Sprechweise „nahe am Hochdeutschen“. 12 Probandinnen (24 %) entschieden sich für die Antwort „nahe am Dialekt“. An dritter Stelle steht mit 6 Nennungen (12 %) „Hochdeutsch“. Den letzten Platz belegt mit einer Nennung (2 %) der „Dialekt“.

Wie sollen die Kinder, Ihrer Meinung nach, im Kindergarten sprechen?

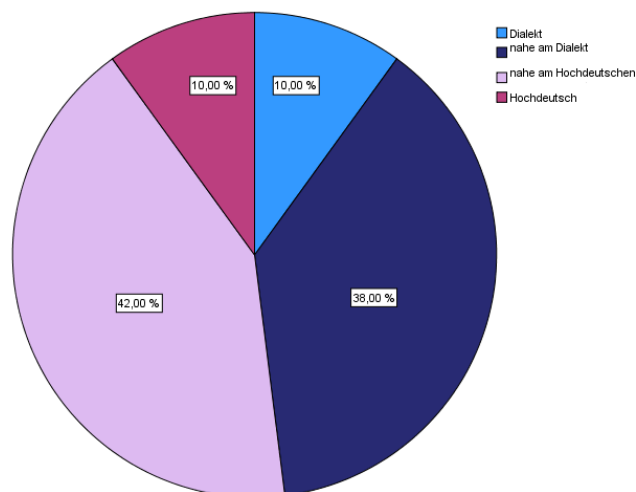


Abbildung 22: Normvorstellungen für die Sprechweise von Kindern im Kindergarten

Mit 21 Nennungen (42 %) stellt auch bei dieser Frage die Sprechweise „nahe am Hochdeutschen“ die häufigste Antwort dar. Knapp dahinter folgt mit 19 Nennungen (38 %) „nahe am Dialekt“.

„nahe am Dialekt“. Für die Sprechweise „Dialekt“ und „Hochdeutsch“ sprachen sich jeweils 5 Probandinnen aus (10 %).

Die Sprechweisen „nahe am Hochdeutschen“ bzw. „Hochdeutsch“ wurden mit folgenden Argumenten begründet:

„Wie die Wörter richtig heißen und großer Lerneffekt“: Viele Mütter betonten, dass die Kinder im Kindergarten gerade das Sprechen lernen. Zu diesem Zeitpunkt sollten sie daher lernen, „wie die Wörter richtig heißen“ bzw. sollten sie die Sprache „richtig“ vermittelt bekommen. Außerdem wurde betont, dass die Kinder in diesem Alter bezüglich des Lernens der Sprache besonders aufnahmefähig seien. So erklärte eine Probandin ihre Antwort damit, dass „gerade in diesem Alter die Sprachentwicklung rasant vorwärts geht und die Kinder den Dialekt und [das Sprechen] nahe am Dialekt im restlichen Alltag sowieso erlernen.“ (Case 246)

„Vorbildfunktion“: Außerdem wurden die Antworten – die Sprechweise der KindergartenpädagogInnen betreffend – auch damit begründet, dass diese bezüglich der Sprache wichtige Vorbilder seien.

„Switchen/Shiften und Beherrschung des Hochdeutschen“: Besonders viele Begründungen bezogen sich auf die Bedeutung des Switchens/Shiftens zwischen einzelnen Sprechweisen. So wurde betont: „Wenn die BetreuerInnen auf ihre Sprache achten und ordentlich sprechen, werden die Kinder dies imitieren und gut zwischen Dialekt und Hochdeutsch switchen können“ (Case 282). Falls die Kinder in ihrem Zuhause kein „Hochdeutsch“ lernen, so sei der Kindergarten der Ort, an welchem dieser Lernprozess erfolgen sollte.

„Dialekt“ und „nahe am Dialekt“ wurden folgendermaßen begründet:

„Vertrautheit und Wohlfühlen“: Die Kinder sollten sich im Kindergarten wohlfühlen und da ihnen „Dialekt“ bzw. „nahe am Dialekt“ vertraut seien, seien dies auch die passenden Sprechweisen.

11.12.1 Resümee und Interpretation der Ergebnisse

Es fällt auf, dass der Bereich des Unterrichts im Sprachbewusstsein der Probandinnen sehr stark mit „hochdeutsch(nah)en“ Sprechweisen verbunden wird. Die Mehrheit der Probandinnen spricht sich nämlich dafür aus, dass die LehrerInnen und auch die SchülerInnen während des

Unterrichts „nahe am Hochdeutschen“ sprechen sollten. Sobald die Unterrichtszeit zu Ende ist, „darf“ sich die Sprechweise wieder dem „dialektalen“ Pol des Kontinuums nähern: Abseits des Unterrichts wird von den meisten Müttern auch „nahe am Dialekt“ der Vorzug gegeben. Die Mütter sehen in der „dialektalen“ bzw. „dialektnahen“ Sprechweise in diesem Kontext wieder einen Mehrwert, da diese einen Beitrag zu einem besseren sozialen Miteinander leisten können: Die Kinder sollen sich in der Pause an die LehrerInnen wenden können. Es soll ein Vertrauensverhältnis entstehen und die „dialektale“ Seite des sprachlichen Kontinuums stelle dafür die richtige Sprechweise dar, da sie einen besseren Beziehungsaufbau ermögliche als „hochdeutsche“ Sprechweisen.

Ein „reines Hochdeutsch“ wird zwar von manchen im schulischen Bereich befürwortet, aber im Grunde geht der Trend der Sprechweisen auch in diesem Kontext in die Richtung, dass ein „richtiges Hochdeutsch“ für Linz als nicht passend angesehen wird. So lautet auch die Erklärung einer Mutter: „Nur Hochdeutsch zu sprechen wäre aber vielleicht zu unpersönlich und gekünstelt“ (Case 282).

Besonders jenes häufig genannte Argument der Linzerinnen, welches die Bedeutung des „Hochdeutschen“ für den Bereich „schreiben und lesen lernen“ hervorhebt, spiegelt ein gewisses Prestige der Standardsprache wider, welches auch schon in anderen österreichischen Spracheinstellungsstudien deutlich wurde, so z. B. in STEINEGGER (1998: 136): Die Standardsprache wird als „richtige Sprache“ angesehen, da es sich dabei um die Schriftsprache handelt. Dass auch die Linzerinnen dieses Argument anführen, überrascht nicht. Bemerkenswert ist aber, dass auch in diesem Bereich wieder eine „Dialektloyalität“ bzw. „Dialektfreundlichkeit“ der Linzerinnen zum Vorschein kommt. Die Aussage einer Probandin bringt diese Tatsachen auf den Punkt: „Es soll meiner Meinung nach schon so sein, dass die deutsche Sprache im Schulunterricht ordentlich gelehrt und vermittelt wird. Dennoch sollte nicht vergessen werden, dass wir in unserer Region Dialekt sprechen und wir uns diesen auch beibehalten wollen.“ (Case 252)

Bezüglich des Themenbereichs des Sprechens im Kindergarten lässt sich festhalten, dass die Linzerinnen hierzu die meisten und umfangreichsten Antworten abgaben. Zwei Begründungen kommen für diese Tatsache in Frage: Einerseits befanden sich die Kinder der Probandinnen zum Zeitpunkt der Befragung gerade im Kindergartenalter. Die Mütter weisen also grundsätzlich eine gewisse Nähe und verstärktes Interesse für das Themengebiet auf. Andererseits sind sich die Befragten der Tatsache bewusst, dass die Kindergartenzeit jene Lebensphase darstellt, in welcher Kinder gerade dabei sind, das Sprechen zu lernen. Falls im Elternhaus nur

„Dialekt“ gesprochen wird, so kommt, laut Aussagen der Mütter, dem Kindergarten die Aufgabe zu, den Kindern eine „hochdeutschnahe“ Sprechweise zu vermitteln, damit sie im späteren Leben keine Probleme haben, zwischen den einzelnen Sprechweisen zu switchen/shiften.

Im Allgemeinen lassen die Antworten der Befragten den Schluss zu, dass sich die Linzerinnen mit dem „Dialekt“ verbunden fühlen, doch es besteht eine große Einigkeit darin, dass „hochdeutsch(nah)e“ Sprechweisen beherrscht werden müssen. Der schulische Unterricht wird dabei von vielen als der Ort gesehen, an welchem das „hochdeutsch(nah)e“ Sprechen geübt werden sollte.

11.13 Bedeutung des „Hochdeutschen“ in der Kindererziehung

Es bestand die Annahme, dass die LinzerInnen eine gewisse „Dialektfreundlichkeit“ aufweisen, doch es bestand zugleich die forschungsleitende Vermutung, dass „Hochdeutsch“ im Sprachbewusstsein der Linzer Mütter in gewissen Kontexten, und zwar im Besonderen im Bereich der sprachlichen Sozialisierung der Kinder, eine große Rolle spielt. Um diese Annahmen zu überprüfen, wurde den Befragten folgende abschließende Einstellungsfrage gestellt:

Wie wichtig ist, Ihrer Meinung nach, Hochdeutsch in der Kindererziehung?

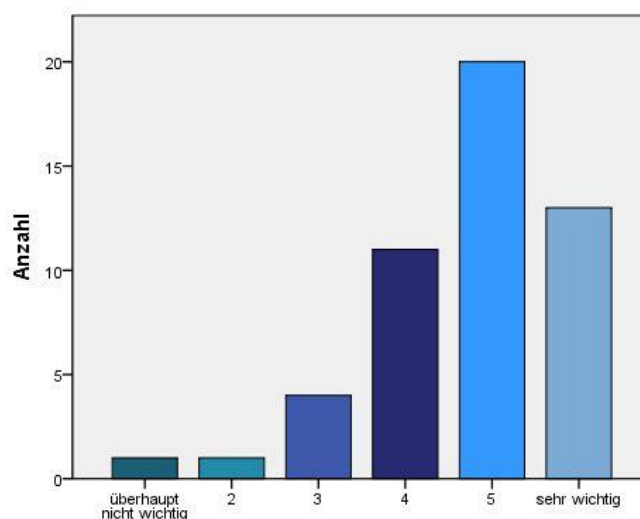


Abbildung 23: Bedeutung des „Hochdeutschen“ in der Erziehung

Die meisten Mütter, nämlich 20 (40 %), entschieden sich für die Antwort „wichtig“. Auch „sehr wichtig“ wurde mit 13 Nennungen (26 %) häufig gewählt. Den dritten Platz belegt mit 11 Nennungen (22 %) „eher wichtig“. Für „eher nicht wichtig“ sprachen sich 4 der 50 befragten Personen aus (8 %). „Nicht wichtig“ und „überhaupt nicht wichtig“ weisen je eine Nennung auf, was jeweils 2 % entspricht.

Der Mittelwert liegt bei der Frage nach der Bedeutung des „Hochdeutschen“ in der Kindererziehung bei 4,74. Im Durchschnitt finden die befragten Linzer Mütter „Hochdeutsch“ in diesem Bereich folglich „wichtig“.

Als Begründungen für diese abschließende Einstellungsfrage hielten die Probandinnen folgende zwei Argumente fest:

„Schreiben und lesen lernen, Schule“: Der Großteil der Mütter argumentierte wieder mit der Bedeutung des „Hochdeutschen“ für das Erlernen des Schreibens und Lesens bzw. allgemein für den schulischen Bereich. Die Mütter gaben an, dass „Hochdeutsch“ ihnen wichtig sei, weil sie der Meinung sind, dass es ihre Kinder dadurch in der Schule leichter haben werden. So erklärte eine Probandin, sie habe sich für die Antwort entschieden, dass „Hochdeutsch“ in der Erziehung „sehr wichtig“ sei, „weil unsere gesamte Schriftsprache (Schule) darauf aufgebaut ist“ (Case 253). Die Bedeutung des Vorlesens wurde dabei öfters hervorgehoben: „Vorlesen ist sehr wichtig, damit die Kinder später Hochdeutsch schreiben können“ (Case 230). „Hochdeutsch ist für mich nur insofern wichtig, als dass die Kinder in der Schule das Gelesene auch verstehen. Ich denke aber, dass im Vorschulalter das Vorlesen dafür ausreicht und es nicht nötig ist, dass man mit den Kindern im Alltag Hochdeutsch spricht.“ (Case 261)

„Situationsadäquates Sprechen“: Einige erklären auch wieder, dass sie es als wichtig erachten, dass ihre Kinder sowohl „Dialekt“ als auch „Hochdeutsch“ beherrschen. Ihr Nachwuchs soll, wann immer es notwendig ist, auch „Hochdeutsch“ sprechen können. Die Sprache sollte situationsadäquat angewendet werden können.

11.13.1 Resümee und Interpretation der Ergebnisse

Anhand dieser Antworten wird deutlich, dass die Mütter dem „Hochdeutschen“ im Bereich der Kindererziehung eine große Bedeutung zuschreiben.

Das Ergebnis dieser Frage bedeutet nun aber nicht, dass der „Dialekt“ in Linz stigmatisiert wird, nur weil das „Hochdeutsche“ für die sprachliche Sozialisierung der Kinder als wichtig angesehen wird. Das Ergebnis besagt – unter Berücksichtigung der anderen Einstellungsantworten – vielmehr, dass die Mütter der Meinung sind, dass es für das Leben ihrer Kinder vorteilhaft ist, wenn „Hochdeutsch“ *ein Teil* der sprachlichen Sozialisation bzw. Erziehung ist. Gemeint ist damit nicht, dass die Linzerinnen ein „reines Hochdeutsch“ in der Kommunikation mit ihren kleinen Kindern bevorzugen, sondern dass „Hochdeutsch“ den Kindern im Endeffekt einfach vertraut sein sollte. Linz wird per se mit einer „dialektnahen“ Sprechweise verbunden, aber die Mütter legen doch auch einen Wert darauf, dass den Kindern die „hochdeutsche“ Aussprache von Wörtern bekannt ist. Aus diesem Grund bevorzugen die Mütter bei der Frage nach dem Gespräch mit ihren Kindern vermutlich auch „nahe am Hochdeutschen“ und „nahe am

Dialekt“. So wird einerseits der „Dialekt“, der für Linz als „normal“ angesehen wird, nicht aufgegeben, andererseits bekommt dabei auch „Hochdeutsch“ einen Platz eingeräumt.

Die Mütter tragen offenbar das Bedürfnis in sich, ihre Kinder bestmöglich auf das weitere Leben vorzubereiten. Wichtig ist ihnen, dass ihr Nachwuchs keine Nachteile durch etwaige sprachliche Probleme hat. „Hochdeutsch“ soll, ihrer Meinung nach, ein Teil der Kindererziehung sein, damit die Kinder für die Literarisierung bestens ausgestattet sind. Außerdem legen die Mütter einen Wert darauf, dass ihre Kinder, wenn es nötig ist, auch „Hochdeutsch“ sprechen können. Gerade im Zusammenhang mit dem beruflichen Bereich wurde „Hochdeutsch“ bzw. „nahe am Hochdeutschen“ oftmals als Sprechweise angegeben. Die Mütter wollen ihren Kindern für die Zukunft eine gute Basis schaffen und aus diesem Grund stellt es kein überraschendes Ergebnis dar, wenn die Linzerinnen das „Hochdeutsche“ im Bereich der Kindererziehung als wichtig erachten.

11.14 Spracheinstellungen in Abhängigkeit vom Bildungshintergrund

Eine Fragestellung dieser Studie war, ob der Bildungshintergrund der Linzer Mütter Auswirkungen auf deren Einstellungen zu den einzelnen Varietäten/Sprechlagen des Deutschen hat. Um eine Antwort darauf zu erhalten, sollen im Folgenden vier Fragen des Fragebogens in Bezug auf den Bildungshintergrund der Probandinnen ausgewertet werden. Die Mütter wurden dazu in zwei Gruppen geteilt, und zwar bestand eine aus jenen Probandinnen, die keine Matura haben und die andere aus jenen, die maturiert haben. Die entsprechende Verteilung der 50 Probandinnen lautet: 21 ohne Matura, 29 mit Matura.

Wie sprechen Sie normalerweise (im Alltag)?

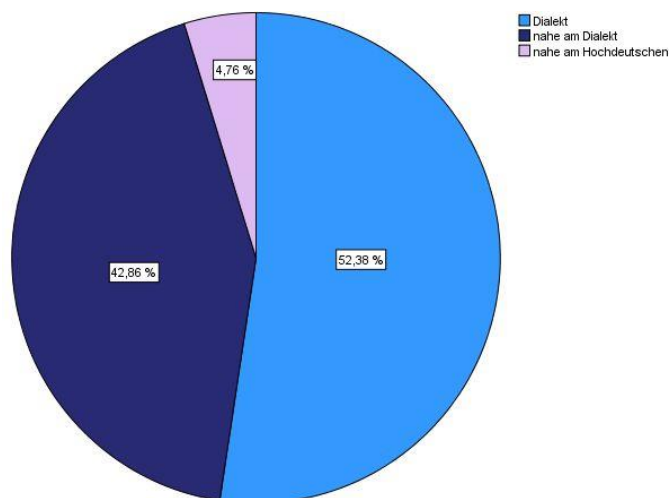


Abbildung 24: Angegebene alltägliche Sprechweise der Mütter ohne Matura

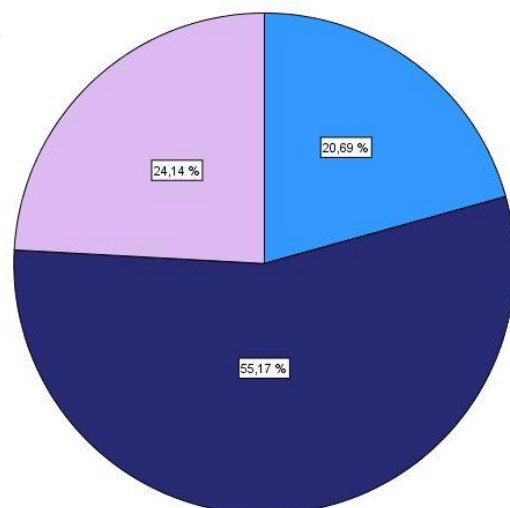


Abbildung 25: Angegebene alltägliche Sprechweise der Mütter mit Matura

Die Probandinnen ohne Matura gaben, gefragt nach ihrer alltäglichen Sprechweise, folgende Antworten: Ein wenig mehr als die Hälfte (52,38 %) sprach sich für den „Dialekt“ als ihre normale Sprechweise aus. Etwas weniger (42,86 %) entschieden sich für „nahe am Dialekt“. Nur 4,76 % dieser 21 Mütter gaben an, dass sie im Alltag „nahe am Hochdeutschen“ sprechen würden. Niemand kreuzte die Antwortmöglichkeit „Hochdeutsch“ an.

Jene Mütter, die maturiert haben, antworteten bei der Frage nach ihrer alltäglichen Sprechweise folgendermaßen: Etwas mehr als die Hälfte gab als normale Sprechweise „nahe am Dialekt“ an

(55,17 %). Circa ein Viertel dieser Probandinnen (24,14 %) kreuzte die Antwort „nahe am Hochdeutschen“ an. 20,69 % der 29 Mütter erklärten, sie würden im Alltag „Dialekt“ sprechen. Auch bei dieser Gruppe entschied sich keine einzige Linzerin für die Sprechweise „Hochdeutsch“.

Wie sprechen Sie normalerweise (im Alltag) mit Ihrem Kind?

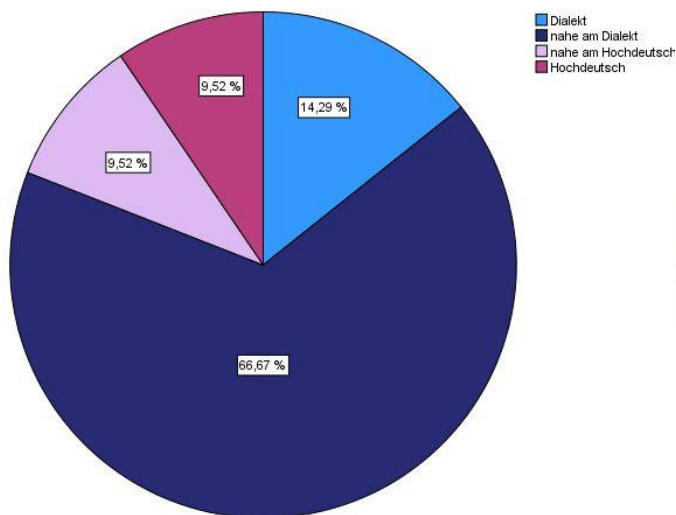


Abbildung 26: Angegebene Sprechweise mit Kindern der Mütter ohne Matura

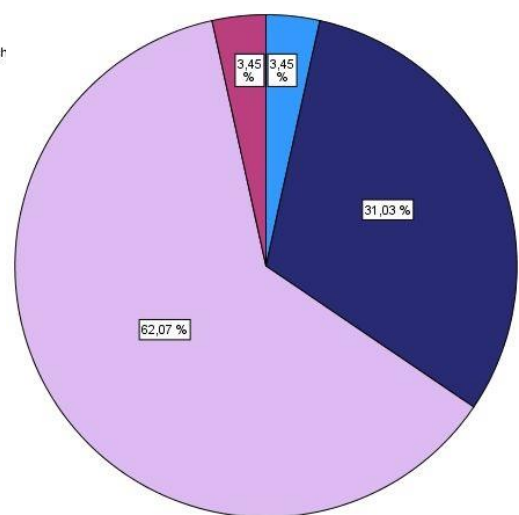


Abbildung 27: Angegebene Sprechweise mit Kindern der Mütter mit Matura

Jene Mütter, die keine Matura haben, antworteten, gefragt nach ihrer hauptsächlichsten Sprechweise mit ihrem Kind, Folgendes: Mit 66,67 % entschieden sich die meisten von ihnen, nämlich zwei Drittel, für „nahe am Dialekt“. Den zweiten Platz belegt mit 14,29 % „Dialekt“. Für „Hochdeutsch“ und „nahe am Hochdeutschen“ sprachen sich jeweils gleich viele aus, und zwar 9,52 %.

Im Vergleich dazu antworteten jene Mütter, die maturiert haben, folgendermaßen: Hier entschieden sich beinahe zwei Drittel (62,07 %) für die Sprechweise „nahe am Hochdeutschen“. 31,03 % der Probandinnen, also circa ein Drittel, erklärten, sie würden mit ihrem Kind hauptsächlich „nahe am Dialekt“ sprechen. Für „Dialekt“ sowie für „Hochdeutsch“ sprachen sich die wenigsten aus, nämlich jeweils nur 3,45 %.

Mögen Sie es, wenn Ihr Kind Dialekt / nahe am Dialekt / nahe am Hochdeutschen / Hochdeutsch spricht?

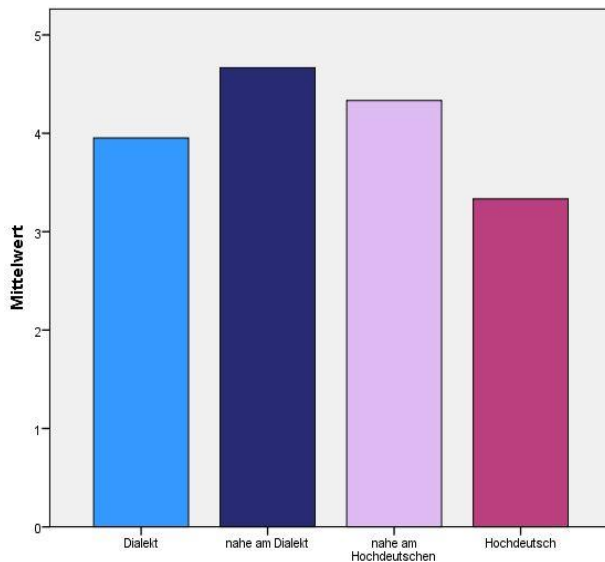


Abbildung 28: Beliebtheit der Sprechweisen des Kindes (Mütter ohne Matura)

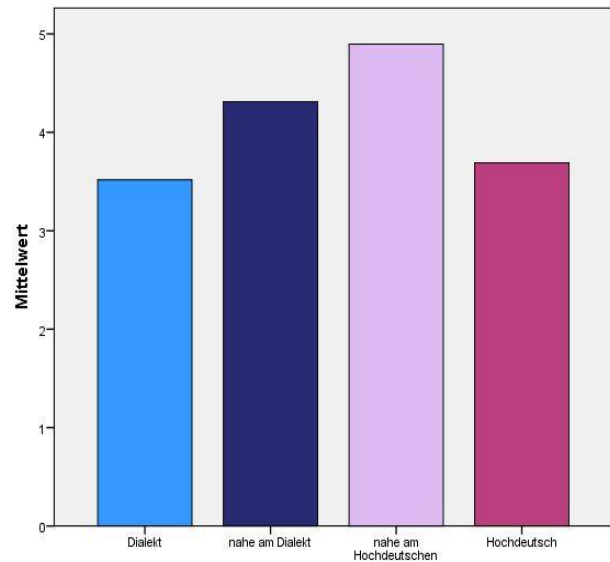


Abbildung 29: Beliebtheit der Sprechweisen des Kindes (Mütter mit Matura)

Die Frage nach der Beliebtheit der einzelnen vom eigenen Kind praktizierten Sprechweisen brachte bei jenen Müttern, die nicht maturiert haben, folgende Ergebnisse hervor: Den höchsten Mittelwert erreichte mit 4,67 „nahe am Dialekt“. „Nahe am Hochdeutschen“ steht mit einem Mittelwert von 4,33 an zweiter Stelle. Der „Dialekt“ weist mit 3,95 einen etwas geringeren Wert auf. Mit 3,33 stellt das „Hochdeutsche“ in diesem Kontext die unbeliebteste Sprechweise dar.

Die Mütter, die eine Matura aufweisen, bewerteten die Sprechweise „nahe am Hochdeutschen“ mit einem Mittelwert von 4,90 am besten. Den zweiten Platz belegt hier „nahe am Dialekt“ (4,31). „Hochdeutsch“ erreichte den Wert 3,69 und steht somit an dritter Stelle. Von diesen Probandinnen wurde der „Dialekt“ mit 3,52 am schlechtesten bewertet.

Mögen Sie es, wenn LinzerInnen Dialekt / nahe am Dialekt / nahe am Hochdeutschen / Hochdeutsch sprechen?

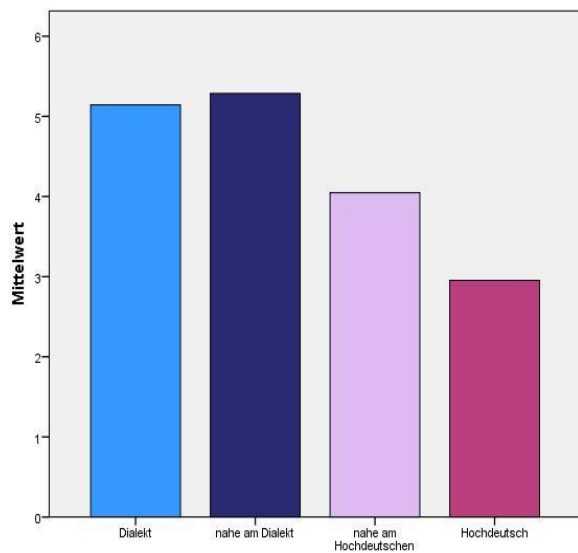


Abbildung 30: Beliebtheit der Sprechweisen von LinzerInnen (Mütter ohne Matura)

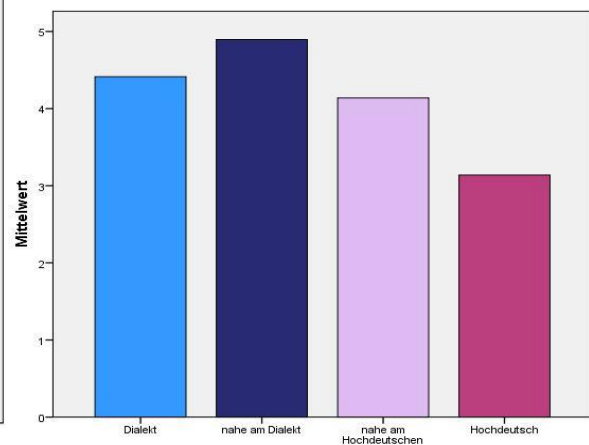


Abbildung 31: Beliebtheit der Sprechweisen von LinzerInnen (Mütter mit Matura)

Gefragt nach der Beliebtheit der einzelnen Sprechweisen bei erwachsenen LinzerInnen zeigt sich bei den 21 Müttern, die keine Matura haben, dieses Ergebnis: Die beliebteste Sprechweise bei Erwachsenen stellt mit einem Mittelwert von 5,29 „nahe am Dialekt“ dar. Auch „Dialekt“ weist mit 5,14 noch einen relativ hohen Wert auf. Weniger beliebt als diese beiden Sprechweisen ist „nahe am Hochdeutschen“ (4,05). „Hochdeutsch“ weist mit 2,95 eine sehr schlechte Bewertung auf.

Die Probandinnen, welche maturiert haben, antworteten bei dieser Frage Folgendes: Auch bei diesen stellt „nahe am Dialekt“ die beliebteste Sprechweise bei Erwachsenen dar (4,90). „Dialekt“ steht mit einem Mittelwert von 4,41 ebenfalls an zweiter Stelle. Den dritten Platz belegt wieder „nahe am Hochdeutschen“ (4,14). Mit einem Mittelwert von 3,14 ist das „Hochdeutsche“ auch hinsichtlich dieser Sprechergruppe die unbeliebteste Sprechweise bei den erwachsenen LinzerInnen.

11.14.1 Resümee und Interpretation der Ergebnisse

Überprüft man, ob die Spracheinstellungen in Abhängigkeit vom Bildungshintergrund Unterschiede aufweisen, so zeigt sich, dass dies bei Linzer Müttern, besonders bei Fragen in Bezug auf die Kommunikation mit dem eigenen Kind, durchaus der Fall ist.

Bei den Angaben zur generellen persönlichen alltäglichen Sprechweise traten zwischen den beiden untersuchten Gruppen deutliche Unterschiede hervor. Bei den Müttern mit Matura wurde die Antwort „nahe am Dialekt“ mit Abstand am häufigsten angekreuzt. Der „Dialekt“ erfreute sich nicht einer solch großen Beliebtheit. Die Probandinnen ohne Matura nannten hingegen am häufigsten „Dialekt“, wobei auch „nahe am Dialekt“ fast so viele Nennungen aufweist. Insgesamt zeigt sich also, dass die Linzerinnen ohne Matura bei den Angaben zu ihrer alltäglichen Sprechweise deutlich zum „dialektalen“ Bereich des Dialekt-Standard-Kontinuums tendieren, da sich beinahe die gesamte Gruppe, nämlich 95 %, dafür aussprach. Im Gegensatz dazu stellen sich die Mütter mit Matura etwas weniger dialektaffin dar. Der Schwerpunkt liegt bei ihnen trotzdem auf der „dialektalen“ Seite des Sprechens, da circa 75 % von den 29 Müttern „Dialekt“ bzw. „nahe am Dialekt“ angaben.

Ein besonders relevanter Unterschied zeigte sich bei der Frage nach der alltäglichen Sprechweise mit dem eigenen Kind. Hier präferieren die Mütter mit Matura klar eine andere Sprechweise als jene ohne Matura. Bei den Befragten mit Matura sprach sich eine deutliche Mehrheit für „nahe am Hochdeutschen“ aus, während sich bei der anderen Gruppe eine deutliche Mehrheit für „nahe am Dialekt“ entschied. Gerade bei den Angaben zur Kommunikation mit dem Kind wird also deutlich, dass Linzerinnen mit Matura dem „Hochdeutschen“ in diesem Kontext besonders positiv eingestellt sind bzw. offensichtlich positiver als jene ohne Matura.

Wie im Kapitel 11.5 thematisiert lassen sich die meisten Begründungen der Linzerinnen, die sich bei der Frage nach der Alltagsvarietät/Sprechlage im Gespräch mit dem eigenen Kind für die Antwort „nahe am Hochdeutschen“ entschieden haben, in die Kategorie „Richtige Sprache, schönes Sprechen und Erleichterung für die Schule“ einordnen. In den Augen vieler Linzerinnen mit Matura stellt also „nahe am Hochdeutschen“ jene Sprechweise dar, die dazu führt, dass ihre Kinder „korrektes“ bzw. „richtiges“ und „schönes“ Sprechen lernen und dass sie für den schulischen Bereich bzw. für das Erlernen des Schreibens und Lesens bestens vorbereitet sind. Es lässt sich daher vermuten, dass Linzer Mütter mit Matura einen besonders großen Wert auf den zukünftigen Bildungserfolg ihrer Kinder legen, wobei in ihrem Sprachbewusstsein „nahe am Hochdeutschen“ jene Sprechweise darstellt, die das Erreichen dieses Ziels sicherstellt.

Aber auch Begründungen für „nahe am Dialekt“ lassen sich der Kategorie „[guter] Kompromiss [zwischen Hochdeutsch und Dialekt], richtige Wörter, richtige Schreibweise“ zuordnen, wobei in diesem Zusammenhang aber auch die Kategorien „Einfachheit und Gewohnheit“ sowie „Kultur und Dialektloyalität“ von vielen genannt wurden. Mütter ohne Matura entschieden sich also größtenteils für diese Sprechweise, wobei bei ihren Antworten nicht nur der Bildungserfolg der Kinder als ausschlaggebend heraussticht, sondern auch eine stärkere dialektaffine Haltung als bei den Probandinnen mit Matura deutlich wird.

Ein unterschiedliches Antwortverhalten in Abhängigkeit vom Bildungshintergrund zeigte sich zusätzlich bei der Frage nach der Beliebtheit der einzelnen Varietäten/Sprechlagen in der Verwendung vonseiten des eigenen Kindes. Hier bevorzugten die Mütter mit Matura wieder die „hochdeutschnahe“ Sprechweise, während die Mütter ohne Matura die „dialektnahe“ am besten bewerteten.

Interessant sind die Ergebnisse bei der Frage der Beliebtheit der einzelnen Varietäten/Sprechlagen in der Verwendung vonseiten erwachsener LinzerInnen. Hier zeigt sich, dass die Sprechweisen bei beiden Gruppen die gleiche Rangordnung erreichen, und zwar stellt sowohl bei den Müttern mit als auch bei jenen ohne Matura „nahe am Dialekt“ die bevorzugte Sprechweise dar, während „Hochdeutsch“ von beiden Gruppen am schlechtesten bewertet wurde. Den „Dialekt“ bewerteten die Linzerinnen ohne Matura wieder eine Spur besser als jene mit Matura.

Gerade bei Fragen zur Kommunikation mit Kindern tendieren Mütter mit Matura also stärker in die „hochdeutsche“ Richtung als jene ohne Matura. Geht es jedoch um die Sprechweisen der restlichen LinzerInnen, so nähern sich die beiden Probandengruppen hinsichtlich ihrer Einstellungen zum Variations-/Varietätenspektrum der deutschen Sprache – trotz des unterschiedlichen Bildungshintergrundes – wieder aneinander an. Dieses Ergebnis hebt nochmals anschaulich hervor, welchen entscheidenden Einfluss der Kontext auf die Einstellungen zu einzelnen Varietäten/Sprechlagen ausüben kann.

12 Fazit

Indem 42 von 50 Linzerinnen angaben, sie würden im Alltag eine „dialektnahe“ bzw. „dialektale“ Sprechweise verwenden, zeigt sich, dass man in Linz durchaus von einer „Dialektloyalität“ sprechen kann. Wäre der „Dialekt“ mit einem Stigma behaftet, so würde sich nicht der Großteil der Mütter für die „dialektale“ Seite des Dialekt-Standard-Kontinuums aussprechen. Auch die Tatsache, dass „Dialekt“ bzw. „nahe am Dialekt“ vom Großteil der Probandinnen als Alltagssprache bzw. als „Sprache der Linzer“ betrachtet wird, bekräftigt das Postulat einer in Linz herrschenden Dialektloyalität.

Die affektive Einstellung der Linzerinnen zum „Linzer Dialekt“, also ihr Gefühl diesem gegenüber, ist deutlich positiv, während sich beim „Hochdeutschen“ keine eindeutige Tendenz in eine Richtung zeigt. Der „Dialekt“ ist beliebter als das „Hochdeutsche“ und viele der Mütter haben offenbar eine besondere emotionale Bindung zur „dialektalen“ Sprechweise.

Für einen großen Stellenwert des „Dialekts“ spricht weiters, dass der Großteil der Linzerinnen es als wichtig ansieht, dass der „Dialekt“ an ihre Kinder weitergegeben wird. Die Bedeutung, die dem „Dialekt“ zugeschrieben wird, hängt entscheidend mit der Tatsache zusammen, dass er als Teil der Identität, der Kultur bzw. der Heimat angesehen wird. Von den meisten wird die Beherrschung des „Dialekts“ als vorteilhaft wahrgenommen, da er ein besonderes soziales Potenzial aufweist. Viele Probandinnen sind der Meinung, dass Kinder ohne die Beherrschung des „Dialekts“ Nachteile im sozialen Bereich erfahren könnten. Im Allgemeinen wird eine große Stärke des „Dialekts“ darin gesehen, dass er Zusammengehörigkeitsgefühl erzeugt.

Es zeigt sich weiters, dass der „Dialekt“ nicht als „Unterschichtenphänomen“ wahrgenommen wird, da die Hälfte der Mütter der Meinung ist, dass „jeder“ in Linz „Dialekt“ spricht, wobei nur eine der befragten 50 Linzerinnen eine „dialektale“ Sprechweise mit einer niedrigen Bildung verband.

Festzuhalten ist außerdem, dass die Mütter sowohl bei ihrem allgemeinen persönlichen als auch bei ihrem Sprachverhalten mit dem Nachwuchs ein Switching/Shifting-Verhalten zwischen den einzelnen Varietäten/Sprechlagen wahrnehmen. Der „Dialekt“ wird dabei am stärksten mit den alltäglichen Gesprächen assoziiert, während die „hochdeutsch(näher)en“ Sprechweisen sehr stark mit der expliziten Kindererziehung, z. B. dem Tadeln oder Erklären bzw. dem Verdeutlichen bestimmter Wörter, verbunden werden.

Die Linzerinnen bewegen sich gemäß ihrer Angaben innerhalb des Dialekt-Standard-Kontinuums zwar durchaus in diversen Kontexten in die „hochdeutsche“ Richtung, aber die Sprechweise des „reinen Hochdeutsch“ bleibt dabei eine Seltenheit. Die „hochdeutsche“ Sprechweise wird zwar von einigen Linzerinnen mit den gängigen Attributen „gebildet“ und – v. a. im Zusammenhang mit der Kommunikation mit Kindern – „richtige und korrekte Sprache“ belegt, doch sprechen erwachsenen LinzerInnen die „hochdeutsch(näher)en“ Sprechweisen, so wird dies oftmals als „befremdlich“ oder „versnobt“ wahrgenommen. Man grenze sich damit auf eine negative Art und Weise von der Gemeinschaft der LinzerInnen ab. Wählt man als Linzer oder Linzerin also die „falschen“ Varietäten/Sprechlagen, so können negative Auswirkungen auf das Interaktionsgeschehen die Folge sein. Im Großen und Ganzen zeigte sich im Rahmen dieser Studie, dass ein „reines Hochdeutsch“ in Linz eine Art „Fremdgruppenphänomen“ darstellt: So wurde diese Sprechweise hauptsächlich Menschen aus Deutschland bzw. Personen mit Migrationshintergrund zugeschrieben. Außerdem gab keine einzige Probandin das „reine Hochdeutsch“ als ihre hauptsächliche Sprechweise an.

Die beiden „neutralen“ Segmente des Dialekt-Standard-Kontinuums, nämlich „nahe am Dialekt“ und „nahe am Hochdeutschen“, erfahren im Sprachbewusstsein der Linzer Mütter genau dann eine besondere Berücksichtigung und werden sehr positiv bewertet, wenn es um die Kommunikation mit dem eigenen Kind geht. In diesem Kontext schaffen es die genannten Sprechweisen, die positiven Aspekte des „Dialekts“ und des „Hochdeutschen“ zu vereinen, während die jeweils negativen Zuschreibungen offenbar wegfallen. Besonders die Sprechweise „nahe am Dialekt“ wird dabei von vielen Linzer Müttern als guter Kompromiss zwischen einer „rein dialektalen“ und einer „rein hochdeutschen“ Sprechweise wahrgenommen. Die Sprechweise „nahe am Hochdeutschen“ wird stark mit den Attributen „richtige Sprache, schönes Sprechen und Erleichterung für die Schule“ versehen. Viele Mütter sind der Meinung, dass diese Sprechweise ihrem Kind dabei helfen wird, in der Schule beim Schreiben keine dialektal bedingten Fehler zu machen.

Wenn es darum geht, dem Nachwuchs das Sprechen, die ersten Wörter, beizubringen, so wird der „Dialekt“ abgewertet, während das „Hochdeutsche“ eine Aufwertung erfährt, da die Mütter zu einem großen Teil der Meinung sind, dass die neuen Begriffe für das bessere Verständnis des Kindes besonders betont bzw. hervorgehoben werden müssen. In diesem Zusammenhang wurde auch festgehalten, dass man beim Lernen der Sprache langsamer und deutlicher spreche und hierzu eignen sich „hochdeutsche“ Ausdrücke. Die führende Sprechweise ist in diesem

Bereich der Kindererziehung schließlich aber nicht „Hochdeutsch“, sondern „nahe am Hochdeutschen“, weil es den meisten Müttern u. a. darum geht, dass die Kinder wissen, wie die standardsprachliche Aussprache des Wortes lautet und nicht darum, dass sie später selbst ein „reines Hochdeutsch“ sprechen.

Sie legen aber sehr wohl Wert darauf, dass das Kind, wenn es die Situation erfordert, „nahe am Hochdeutschen“ bzw. „Hochdeutsch“ sprechen kann. Es wird als vorteilhaft gesehen, wenn sich das Kind situationsadäquat innerhalb des Dialekt-Standard-Kontinuums „bewegen“ kann: „Kinder sollten mehrere Sprachen [Varietäten/Sprechlagen] lernen, um sich leicht auf Gesprächspartner einstellen zu können.“ (Case 280)

Im Rahmen dieser Studie wurde auch analysiert, ob ein unterschiedlicher Bildungshintergrund Auswirkungen auf die Spracheinstellungen der Linzer Probandinnen hat. Es wurde deutlich, dass besonders bei jenen Einstellungen, die sich auf die Kommunikation mit Kindern beziehen, deutliche Unterschiede hervortreten. Es konnte gezeigt werden, dass Mütter, welche die Matura absolviert haben, sowohl bei der Frage der Beliebtheit der einzelnen Sprechweisen vonseiten ihres Kindes als auch bei der Kommunikation mit ihrem Kind die Sprechweise „nahe am Hochdeutschen“ präferieren. Die Mütter ohne Matura präferieren hingegen in beiden Fällen „nahe am Dialekt“. Linzerinnen ohne Matura stellen sich in diesem Kontext dialektaffiner/-loyaler dar als jene mit Matura. Bei der Beliebtheit der Varietäten/Sprechlagen „im Munde“ erwachsener LinzerInnen nähern sich die Einstellungsantworten der beiden untersuchten Gruppen jedoch wieder einander an.

Die Ergebnisse dieser Studie deuten an, welche entscheidende Auswirkungen der Kontext, in welchem eine Varietät/Sprechlage (imaginiert) wahrgenommen wird, auf Einstellungsantworten hat.

Insgesamt wurde deutlich, dass die Linzer Mütter im Allgemeinen eine dialektaffine/-loyale Einstellung aufweisen. Dem „Hochdeutschen“ wird besonders im Rahmen der sprachlichen Sozialisierung der eigenen Kinder ein Stellenwert zugeschrieben, doch der „Dialekt“ wird in Linz dessen ungeachtet geschätzt. Die Linzerinnen bezeichnen „Dialekt“ bzw. „nahe am Dialekt“ als ihre „Muttersprache“, als „Sprache der Linzer“. Sie zeigen bewusst, dass sie zur ihrem „Linzer Dialekt“ stehen.

13 Literaturverzeichnis

ACHLEITNER, ALEXANDRA (2003): Die Sprache der Linzer. Diplomarbeit. Universität Wien.

ALLPORT, GORDON W. (1935): Attitudes. In: MURCHISON, CARL A. (Hg.): A Handbook of Social Psychology. Worcester, Massachusetts: Clark University Press, 798–844.

AMMON, ULRICH (1995): Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten. Berlin / New York: de Gruyter.

AMMON, ULRICH / BICKEL, HANS / EBNER, JAKOB (2004): Variantenwörterbuch des Deutschen. Die Standardsprache in Österreich, der Schweiz und Deutschland sowie in Liechtenstein, Luxemburg, Ostbelgien und Südtirol. Berlin: de Gruyter.

ANDERS, CHRISTINA ADA / HUNDT, MARKUS (2009): Die deutschen Dialekträume aus der Sicht linguistischer Laien. In: HENN-MEMMESHEIMER, BEATE / FRANZ, JOACHIM (Hg.): Die Ordnung des Standard und die Differenzierung der Diskurse. Akten des 41. linguistischen Kolloquiums in Mannheim 2006. Teil 2. Frankfurt am Main: Lang (Linguistik International 24), 479–502.

AUER, PETER (1986): Konversationelle Standard/Dialekt-Kontinua (Code-Shifting). In: Deutsche Sprache 14, 97–124.

BABOUR, STEPHEN / STEVENSON, PATRICK (1998): Variation im Deutschen. Soziolinguistische Perspektiven. Berlin / New York: de Gruyter (de Gruyter Studienbuch).

BAKER, COLIN (1992): Attitudes and Language. Clevedon: Multilingual Matters.

BAUSCH, KARL-HEINZ (2000): Dialektologie und interpretative Soziolinguistik am Beispiel des Sprachwandels im Rhein-Neckar-Raum. In: STELLMACHER, DIETER (Hg.): Dialektologie zwischen Tradition und Neuansätzen. Beiträge der Internationalen Dialektologentagung, Göttingen, 19.–21. Oktober 1998. Stuttgart: Steiner (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte 109), 78–98.

BELLAMY, JOHN (2012): Language Attitudes in England and Austria. A Sociolinguistic Investigation into Perceptions of High and Low-Prestige Varieties in Manchester and Vienna. Stuttgart: Steiner (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte 151).

BESCH, WERNER (1983): Vorwort. In: BESCH, WERNER (Hg.): Sprachverhalten in ländlichen Gemeinden. Dialekt und Standardsprache im Sprecherurteil. Forschungsbericht Erp-Projekt. Band 2. Berlin: Schmidt, 9–10.

BIERHOFF, HANS-WERNER (2006): Sozialpsychologie. Ein Lehrbuch. 6., überarbeitete und erweiterte Auflage. Stuttgart: Kohlhammer.

BRANDHOVE, ULLA (1997): Studien zum Dialektstatus in sechs Marburger Stadtteilen. Soziolinguistische und diachron-kontrastive Analysen. Frankfurt am Main [u. a.]: Lang (Europäische Hochschulschriften. Reihe 1. Deutsche Sprache und Literatur 1642).

CASPER, CLAUDIA (2002): Spracheinstellungen. Theorie und Messung. Heidelberg: Books on Demand GmbH.

COOPER, ROBERT L. (1974): Preface. In: International Journal of the Sociology of Language 3. Language Attitudes I, 1–3.

COOPER, ROBERT L. / FISHMAN, JOSHUA A. (1974): The Study of Language Attitudes. In: International Journal of the Sociology of Language 3. Language Attitudes I, 5–20.

DAVIES, WINIFRIED V. (1999): ‘Geregeltes Miteinander’ oder unregelmäßiges Durcheinander? Versuch einer Beschreibung der sogenannten „Umgangssprache“ in Mannheim-Neckerau. In: Linguistische Berichte 178, 205–229.

DEPREZ, KAS / PERSOONS, YVES (1987): Attitude. In: AMMON, ULRICH [u. a.] (Hg): Sociolinguistics. An International Handbook of the Science of Language. Berlin: de Gruyter (Handbooks of linguistics and communication science 3.1), 125–131.

DITTMAR, NORBERT (1996): Soziolinguistik. Heidelberg: Groos (Studienbibliographie Sprachwissenschaft 16).

EAGLY, ALICE H. / CHAIKEN, SHELLY (1993): *The Psychology of Attitudes*. Fort Worth, TX: Harcourt Brace Jovanovich College Publishers.

EBNER, JAKOB (1989): Dialekt und Deutschunterricht in Oberösterreich. In: LACHINGER, JAKOB / SCHEURINGER, HERMANN / TATZREITER, HERBERT (Hg.): *Sprache und Dialekt in Oberösterreich*. Vorträge der 1. Arbeitstagung am 13. und 14. Mai 1988 in Schloß Zell a. d. Pram. Linz: Landesverlag Linz (Schriften zur Literatur und Sprache in Oberösterreich 1), 166–179.

EICHINGER, LUDWIG (2010): Kann man der Selbsteinschätzung von Sprechern trauen? In: ANDERS, CHRISTINA ADA / HUNDT, MARKUS / LASCH, ALEXANDER (Hg.): *Perceptual Dialectology*. Neue Wege der Dialektologie. Berlin / New York: de Gruyter, 433–449.

FISHMAN, JOSHUA (1975): *Soziologie der Sprache*. Eine interdisziplinäre Betrachtung der Sprache. München: Hueber.

GARDNER, ROBERT C. / LAMBERT, WALLACE E. (1972): *Attitudes and motivation in second language learning*. Rowley, MA: Newbury House.

GARRETT, PETER (2010): *Attitudes to Language*. Cambridge [u. a.]: Cambridge University Press (Key Topics in Sociolinguistics).

GOLDGRUBER, BARBARA ELISABETH (2011): *Einstellungen zu Dialekt und Standardsprache*. Diplomarbeit. Universität Wien.

GÖTTERT, KARL-HEINZ (2011): *Alles außer Hochdeutsch*. Ein Streifzug durch unsere Dialekte. Berlin: Ullstein.

HERMANN, FRITZ (2002): Attitude, Einstellung, Haltung. Empfehlung eines psychologischen Begriffs zu linguistischer Verwendung. In: CHERUBIM, DIETER / JAKOB, KARLHEINZ / LINKE, ANGELIKA (Hg.): *Neue deutsche Sprachgeschichte*. Mentalitäts-, kultur- und sozialgeschichtliche Zusammenhänge. Berlin / New York: de Gruyter (Studia Linguistica 64), 65–89.

HERRGEN, JOACHIM (2011): Rezension zu: ANDERS, CHRISTINA ADA (2010): Wahrnehmungsdialektologie. Das Obersächsische im Alltagsverständnis von Laien. Berlin / New York: de Gruyter. (Linguistik – Impulse & Tendenzen 36). In: Zeitschrift für Rezensionen zur germanistischen Sprachwissenschaft 3.2, 157–162.

HOFER, LORENZ (2004): Spracheinstellungen aus kulturwissenschaftlicher Sicht. In: CHRISTEN, HELEN (Hg.): Dialekt, Regiolekt und Standardsprache im sozialen und zeitlichen Raum. Beiträge zum 1. Kongress der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen, Marburg/Lahn, 5.–8. März 2003. Wien: Praesens, 221–234.

HUFSCHEIDT, JOCHEN (1983): In: BESCH, WERNER (Hg.): Sprachverhalten in ländlichen Gemeinden. Dialekt und Standardsprache im Sprecherurteil. Forschungsbericht Erp-Projekt. Band 2. Berlin: Schmidt, 11–59.

HUNDT, MARKUS (2009): Perceptual dialectology und ihre Anwendungsmöglichkeiten im deutschen Sprachraum. In: HENN-MEMMESHEIMER, BEATE / FRANZ, JOACHIM (Hg.): Die Ordnung des Standard und die Differenzierung der Diskurse. Akten des 41. linguistischen Kolloquiums in Mannheim 2006. Teil 2. Frankfurt am Main: Lang (Linguistik International 24), 465–478.

HUNDT, MARKUS (2010): Bericht über die Pilotstudie „Laienlinguistische Konzeptionen deutscher Dialekte“. In: ANDERS, CHRISTINA / HUNDT, MARKUS / LASCH, ALEXANDER (Hg.): Perceptual Dialectology. Neue Wege der Dialektologie. Berlin / New York: de Gruyter, 179–220.

HUNDT, MARKUS (2011): Schöner Dialekt, hässlicher Dialekt – Theorien und Methoden der Einstellungsforschung im Bereich der Wahrnehmungsdialektologie. In: ELMTALER, MICHAEL / HOINKES, ULRIKE (Hg.): Gute Sprache, schlechte Sprache. Sprachnormen und regionale Vielfalt im Wandel. Frankfurt am Main: Lang (Kieler Forschungen zur Sprachwissenschaft 2), 77–105.

HUNDT, MARKUS / ANDERS, CHRISTINA ADA / LASCH, ALEXANDER (2010): Gegenstand und Ergebnisse der Wahrnehmungsdialektologie (Perceptual Dialectology). In: ANDERS, CHRISTINA /

HUNDT, MARKUS / LASCH, ALEXANDER (Hg.): *Perceptual Dialectology. Neue Wege der Dialektologie*. Berlin / New York: de Gruyter, XI–XXI.

KAISER, IRMTRAUD (2006): *Bundesdeutsch aus österreichischer Sicht. Eine Untersuchung zu Spracheinstellungen, Wahrnehmungen und Stereotypen*. Mannheim: Institut für deutsche Sprache (amades. Arbeitspapiere zur deutschen Sprache 2/06).

KNOBLAUCH, HUBERT (1991): *Kommunikation im Kontext. John. J. Gumperz und die Interaktionale Soziolinguistik*. In: *Zeitschrift für Soziologie* 20, 446–462.

KOTTHOFF, HELGA (2006): *Angewandte linguistische Gender-Forschung / Applied Linguistic Gender Research*. In: AMMON, ULRICH [u. a.] (Hg.): *Sociolinguistics. An International Handbook of the Science of Language*. 2nd completely revised and extended edition. Berlin: de Gruyter (Handbooks of linguistics and communication science 3.3), 2494–2522.

LASAGABASTER, DAVID (2004): *Attitude / Einstellung*. In: AMMON, ULRICH [u. a.] (Hg.): *Sociolinguistics. An International Handbook of the Science of Language*. 2nd completely revised and extended edition. Berlin: de Gruyter (Handbooks of linguistics and communication science 3.1), 399–405.

LENZ, ALEXANDRA N. (2003): *Struktur und Dynamik des Substandards. Eine Studie zum Westmitteldeutschen (Wittlich/Eifel)*. Stuttgart: Steiner (*Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte* 125).

LINKE, ANGELIKA / NUSSBAUMER, MARKUS / PORTMANN, PAUL R. (2004): *Studienbuch Linguistik*. 5., erweiterte Auflage. Tübingen: Niemeyer (Reihe Germanistische Linguistik 121. Kollegbuch).

MAITZ, PÉTER (2004): *Warum-Fragen und Interdisziplinarität*. In: CHRISTEN, HELEN (Hg.): *Dialekt, Regiolekt und Standardsprache im sozialen und zeitlichen Raum. Beiträge zum 1. Kongress der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen, Marburg/Lahn, 5.–8. März 2003*. Wien: Praesens, 21–48.

MALLIGA, FREYA (1997): Tendenzen in der geschlechtsabhängigen Sprachverwendung und Spracheinschätzung: am Beispiel der Stadt Villach in Kärnten. Frankfurt am Main [u. a.]: Lang (Schriften zur deutschen Sprache in Österreich 19).

MICKARTZ, HEINRICH (1983): Einstellungsäußerungen zur Verwendung von Hochsprache und Mundart in der Kindererziehung. In: BESCH, WERNER (Hg.): Sprachverhalten in ländlichen Gemeinden. Dialekt und Standardsprache im Sprecherurteil. Forschungsbericht Erp-Projekt. Band 2. Berlin: Schmidt, 60–116.

MOOSMÜLLER, SYLVIA (1987): Soziophonologische Variation im gegenwärtigen Wiener Deutsch. Eine empirische Studie. Stuttgart/Wiesbaden: Steiner (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beiheft 56).

MOOSMÜLLER, SYLVIA (1991): Hochsprache und Dialekt in Österreich: Soziophonologische Untersuchungen zu ihrer Abgrenzung in Wien, Graz, Salzburg und Innsbruck. Wien/Köln/Weimar: Böhlau (Sprachwissenschaftliche Reihe 1).

MOOSMÜLLER, SYLVIA / VOLLMANN, RALF (1994): Dialekt- und Hochsprachevariation bei Kleinkindern in Wien: Phonologie. In: BURGER, HARALD / HÄCKI BUHOFFER, ANNELIES (Hg.): Spracherwerb im Spannungsfeld von Dialekt und Hochsprache. Bern [u. a.]: Lang (Zürcher germanistische Studien 38), 109–128.

NEULAND, EVA (1988): „Wie hört der sich denn an?!“ Spracheinstellungen als Gegenstand der Sprachreflexion. In: Diskussion Deutsch 99, 53–71.

NEULAND, EVA (1993): Sprachgefühl, Spracheinstellungen, Sprachbewusstsein. Zur Relevanz „subjektiver Faktoren“ für Sprachvariation und Sprachwandel. In: MATTHEIER, KLAUS J. [u. a.] (Hg.): Vielfalt des Deutschen. Festschrift für Werner Besch. Frankfurt am Main [u. a.]: Lang, 723–747.

OSKAMP, STUART / SCHULTZ, P. WESLEY (2005): Attitudes and Opinions. Third edition. New York: Lawrence Erlbaum Associates.

PATOCKA, CHRISTA (1986): Sprachgebrauch und Spracheinschätzung in Österreich. Eine Auswertung von Fragebögen. Diplomarbeit. Universität Wien.

PENZINGER, CHRISTINE (1985): Soziostilistische Sprachstrukturen in der Mutter-Kind-Interaktion. An Beispielen aus der Grazer Umgebungssprache. Frankfurt am Main [u. a.]: Lang (Europäische Hochschulschriften. Reihe 21. Linguistik 41).

PENZINGER, CHRISTINE (1994): Hochsprache und Dialekt der Modellsprecher (Eltern) gegenüber Kindern im Vorschulalter. In: BURGER, HARALD / HÄCKI BUHOFFER, ANNELIES (Hg.): Spracherwerb im Spannungsfeld von Dialekt und Hochsprache. Bern [u. a.]: Lang (Zürcher germanistische Studien 38), 129–144.

PRESTON, DENNIS R.: Introduction. In: PRESTON, DENNIS R. (Hg.): Handbook of Perceptual Dialectology. Volume 1. Amsterdam/Philadelphia: Benjamins, xxiii–xxxix.

PRESTON, DENNIS R. / NIEDZIELSKI, NANCY A. (2000): Folk Linguistics. Berlin / New York: de Gruyter (Trends in linguistics. Studies and monographs 122).

ROTHSTEIN, BJÖRN (2011): Wissenschaftliches Arbeiten für Linguisten. Tübingen: Narr Francke Attempto (Narr Studienbücher).

SCHARLOTH, JOACHIM (2005): Sprachnormen und Mentalitäten. Tübingen: Max Niemeyer (Reihe Germanistische Linguistik).

SCHMIDLIN, REGULA (2011): Die Vielfalt des Deutschen: Standard und Variation. Gebrauch, Einschätzung und Kodifizierung einer plurizentrischen Sprache. Berlin/Boston: de Gruyter (Studia linguistica Germanica).

SCHMIDT, JÜRGEN ERICH / HERRGEN, JOACHIM (2011): Sprachdynamik. Eine Einführung in die moderne Regionalsprachenforschung. Berlin: Schmidt (Grundlagen der Germanistik 49).

SCHNEIDER, NORA / SPIEKERMANN, HELMUT / TILL, SARAH (2011): Laiendialektologische Wahrnehmung schwäbischer Dialekte. In: CHRISTEN, HELEN / PATOCKA, FRANZ / ZIEGLER, EVELYN (Hg.): Struktur, Gebrauch und Wahrnehmung von Dialekt. Beiträge zum 3. Kongress

der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen (IGDD), Zürich, 7.-9. September 2009. Wien: Praesens, 235–261.

SCHOEL, CHRISTIANE [u. a.] (2012): Spracheinstellungen aus sozialpsychologischer Perspektive I: Deutsch und Fremdsprachen. In: EICHINGER, LUDWIG [u. a.]: Sprache und Einstellungen. Spracheinstellungen aus sprachwissenschaftlicher und sozialpsychologischer Perspektive. Tübingen: Narr (Studien zur Deutschen Sprache 61), 163–204.

SCHOEL, CHRISTIANE / STAHLBERG, DAGMAR (2012): Spracheinstellungen aus sozialpsychologischer Perspektive II: Dialekte. In: EICHINGER, LUDWIG [u. a.]: Sprache und Einstellungen. Spracheinstellungen aus sprachwissenschaftlicher und sozialpsychologischer Perspektive. Tübingen: Narr (Studien zur Deutschen Sprache 61), 205–226.

SCHONER, PATRICIA (2011): Sekundäre sprachliche Sozialisation von Kindern in Wien und außerhalb. Diplomarbeit. Universität Wien.

SOUKUP, BARBARA (2009): Dialect use as interaction strategy. A sociolinguistic study of contextualization, speech perception, and language attitudes in Austria. Wien: Braumüller (Austrian Studies in English 98).

SPIEKERMANN, HELMUT (2010): Visualisierungen von Dialekten: Ein Beitrag zum Nutzen der Laiendialektologie. In: ANDERS, CHRISTINA / HUNDT, MARKUS / LASCH, ALEXANDER (Hg.): Perceptual Dialectology. Neue Wege der Dialektologie. Berlin / New York: de Gruyter, 221–244.

STEINEGGER, GUIDO (1997): Situativer Sprachgebrauch und Spracheinschätzung in Österreich und Südtirol. Dissertation. Universität Wien.

STEINEGGER, GUIDO (1998): Sprachgebrauch und Sprachbeurteilung in Österreich und Südtirol. Ergebnisse einer Umfrage. Frankfurt am Main [u. a.]: Lang (Schriften zur deutschen Sprache in Österreich 28).

TOBERER, MARGIT (2013): Tendenzen in der Sprachbewertung und im Sprachgebrauch in St. Pölten und dem Pielachtal. Eine empirische Untersuchung. Diplomarbeit. Universität Wien.

TOPHINKE, DORIS / ZIEGLER, EVELYN (2002): Plädoyer für eine kontextsensitive Modellierung von Spracheinstellungen. In: WIESINGER, PETER (Hg.): Zeitenwende – die Germanistik auf dem Weg vom 20. ins 21. Jahrhundert. Akten des X. Internationalen Germanistenkongresses Wien 2000. Bern [u. a.]: Lang (Jahrbuch für internationale Germanistik. Reihe A 55), 187–193.

TOPHINKE, DORIS / ZIEGLER, EVELYN (2006): „Aber bitte im Kontext!“ Neue Perspektiven der dialektologischen Einstellungsforschung. In: VOESTE, ANJA / GESSINGER, JOACHIM (Hg.): Dialekt im Wandel. Perspektiven einer neuen Dialektologie. Duisburg: OBST (Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 71), 205–224.

VANDERMEEREN, SONJA (2005): Research on Language Attitudes / Spracheinstellungsforschung. In: AMMON, ULRICH [u. a.] (Hg.): Sociolinguistics. An International Handbook of the Science of Language. 2nd completely revised and extended edition. Berlin: de Gruyter (Handbooks of linguistics and communication science 3.2), 1318–1331.

VERKUYTEN, MAYKEL (1998): Attitudes in Public Discourse. Speaker's Own Orientation. In: Journal of Language and Social Psychology 17, 302–322.

WIESINGER, PETER (2014): Das österreichische Deutsch in Gegenwart und Geschichte. 3., aktualisierte und neuerlich erweiterte Auflage. Wien/Berlin: LIT (Austria: Forschung und Wissenschaft. Literatur- und Sprachwissenschaft 2).

ZIEGLER, EVELYN (1996): Sprachgebrauch – Sprachvariation – Sprachwissen. Eine Familienstudie. Frankfurt am Main [u. a.]: Lang (Vario Lingua. Nonstandard – Standard – Substandard 2).

14 Internetquellen

KLEENE, ANDREA: Perzeptionslinguistik = Attitudinal-perzeptive Variationslinguistik im bairischen Sprachraum

URL: <https://linggerm.univie.ac.at/personen/doktorandinnen/kleene-andrea/> [letzter Zugriff: 10.04.2015]

SoSci Survey (2006-2014)

URL: <https://www.soscisurvey.de/> [letzter Zugriff: 14.4.2015]

Wahrnehmungsdiagnostik = Der deutsche Sprachraum aus der Sicht linguistischer Laien

URL: <http://www.wahrnehmungsdiagnostik.uni-kiel.de/> [letzter Zugriff: 10.04.2015]“““

15 Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Angegebene Sprechweise nach Bundesländern (STEINEGGER 1998: 202)	8
Abbildung 2: Bevorzugte Sprechweise nach Geschlecht (STEINEGGER 1997: 164)	50
Abbildung 3: Angegebene alltägliche Sprechweise.....	68
Abbildung 4: Angegebene Sprechweise mit dem Kind	74
Abbildung 5: Angegebene Sprechweise mit Kindern, die schon sprechen können	80
Abbildung 6: Angegebene Sprechweise mit Kindern, die gerade sprechen lernen	80
Abbildung 7: Beliebtheit der Sprechweisen des Kindes	85
Abbildung 8: Beliebtheit des „Dialekts“ als Sprechweise des Kindes	86
Abbildung 9: Beliebtheit der Sprechweisen der LinzerInnen	87
Abbildung 10: Beliebtheit des „Dialekts“ als Sprechweise der LinzerInnen.....	88
Abbildung 11: Beliebtheit „Linzer Dialekt“ versus „Hochdeutsch“	91
Abbildung 12: Beliebtheit des „Linzer Dialekts“	92
Abbildung 13: Beliebtheit des „Hochdeutschen“	92
Abbildung 14: Bedeutung der Weitergabe des „Linzer Dialekts“	96
Abbildung 15: Nachteile der Nicht-Beherrschung des „Dialekts“	99
Abbildung 16: Vorteile der Beherrschung des „Dialekts“	100
Abbildung 17: Normvorstellungen für die Sprechweise von LehrerInnen im Unterricht	103
Abbildung 18: Normvorstellungen für die Sprechweise von LehrerInnen abseits des Unterrichts .	104
Abbildung 19: Normvorstellungen für die Sprechweise von SchülerInnen im Unterricht	104
Abbildung 20: Normvorstellungen für die Sprechweise von SchülerInnen abseits des Unterrichts .	105
Abbildung 21: Normvorstellungen für die Sprechweise von KindergartenpädagogInnen	108
Abbildung 22: Normvorstellungen für die Sprechweise von Kindern im Kindergarten	108
Abbildung 23: Bedeutung des „Hochdeutschen“ in der Erziehung	112
Abbildung 24: Angegebene alltägliche Sprechweise der Mütter ohne Matura	115
Abbildung 25: Angegebene alltägliche Sprechweise der Mütter mit Matura	115
Abbildung 26: Angegebene Sprechweise mit Kindern der Mütter ohne Matura	116
Abbildung 27: Angegebene Sprechweise mit Kindern der Mütter mit Matura	116
Abbildung 28: Beliebtheit der Sprechweisen des Kindes (Mütter ohne Matura)	117
Abbildung 29: Beliebtheit der Sprechweisen des Kindes (Mütter mit Matura)	117
Abbildung 30: Beliebtheit der Sprechweisen von LinzerInnen (Mütter ohne Matura)	118
Abbildung 31: Beliebtheit der Sprechweisen von LinzerInnen (Mütter mit Matura)	118

16 Anhang

16.1 Fragebogen²⁷

Liebe Teilnehmerin!

Danke, dass Sie sich die Zeit nehmen, meinen Fragebogen auszufüllen!

Die Befragung ist Teil meiner Diplomarbeit, die ich an der Universität Wien schreibe. Es geht dabei um die Sprache in Linz.

Die Befragung ist keine Wissensprüfung! Es geht vielmehr um Ihre persönliche Meinung. Daher gibt es auch keine „richtigen“ oder „falschen“ Antworten.

Bitte beantworten Sie alle Fragen, und seien Sie dabei spontan und ehrlich. Bei manchen Fragen haben Sie die Wahl, eine Antwort zu geben oder nicht. Auf diese Möglichkeit wird gesondert hingewiesen. Es wäre für meine Arbeit aber sehr wertvoll, wenn Sie auch in solchen Fällen eine Antwort geben.

Bitte beachten Sie beim Ausfüllen, dass Sie nach dem Klicken auf „Weiter“ nicht mehr zur vorherigen Seite des Fragebogens zurückkehren können. Ihre Antworten und Angaben werden anonymisiert und NICHT an Dritte WEITERGEGEBEN.

Abschließend bleibt nur noch zu sagen: Ein großes Dankeschön für Ihre Unterstützung und viel Freude beim Ausfüllen für die nächsten circa zwanzig Minuten!

Lisa Lichtenegger (Universität Wien)

1. Wie wirkt es im Allgemeinen auf Sie, wenn jemand Linzer Dialekt spricht?
2. Wie wirkt es im Allgemeinen auf Sie, wenn jemand in Linz Hochdeutsch spricht?
3. Wie sprechen Sie normalerweise (im Alltag)?
 - Dialekt
 - nahe am Dialekt = kein reiner Dialekt
 - nahe am Hochdeutschen = kein reines Hochdeutsch
 - Hochdeutsch

²⁷ Diese Textversion entspricht nicht dem Original-Layout des Fragebogens.

4. Wenn Sie einmal anders sprechen – warum?

Schreiben Sie gegebenenfalls neben die angeführte Sprechweise den Grund (die Gründe) dafür, so zu sprechen (z. B. bestimmte Gesprächspartner, bestimmte Situationen usw.). Wenn Sie eine Sprechweise nie verwenden, dürfen Sie das jeweilige Feld frei lassen.

Dialekt:

nahe am Dialekt (kein reiner Dialekt):

nahe am Hochdeutschen (kein reines Hochdeutsch):

Hochdeutsch:

5. Wer spricht normalerweise (im Alltag) in Linz ...

Schreiben Sie neben die angeführte Sprechweise gegebenenfalls jene Bevölkerungsgruppen oder Personen, die so sprechen. Wenn es niemanden gibt, der diese Sprechweise spricht, dürfen Sie das jeweilige Feld frei lassen.

... Dialekt:

... nahe am Dialekt (kein reiner Dialekt):

... nahe am Hochdeutschen (kein reines Hochdeutsch):

... Hochdeutsch:

6. Wie sprechen Sie normalerweise (im Alltag) mit Ihrem Kind (Ihren Kindern)?

○ Dialekt:

○ nahe am Dialekt (kein reiner Dialekt):

○ nahe am Hochdeutschen (kein reines Hochdeutsch):

○ Hochdeutsch:

7. Je nach Antwort bei Frage 6 wurde eine der folgenden Fragen gestellt:

7a) Warum sprechen Sie normalerweise (im Alltag) mit Ihrem Kind (Ihren Kindern) Dialekt?

7b) Warum sprechen Sie normalerweise (im Alltag) mit Ihrem Kind (Ihren Kindern) nahe am Dialekt?

7c) Warum sprechen Sie normalerweise (im Alltag) mit Ihrem Kind (Ihren Kindern) nahe am Hochdeutschen?

7d) Warum sprechen Sie normalerweise (im Alltag) mit Ihrem Kind (Ihren Kindern) Hochdeutsch?

8. Wenn Sie mit Ihrem Kind (Ihren Kindern) einmal anders sprechen – warum?

Schreiben Sie gegebenenfalls neben die angeführte Sprechweise den Grund (die Gründe) dafür, so zu sprechen (z. B. bestimmte Situationen, in Gegenwart bestimmter Personen usw.). Wenn Sie eine Sprechweise nie sprechen, dürfen Sie das jeweilige Feld frei lassen.

Dialekt:

nahe am Dialekt (kein reiner Dialekt):

nahe am Hochdeutschen (kein reines Hochdeutsch):

Hochdeutsch:

9. Wie sprechen Sie normalerweise (im Alltag) mit Kindern, die schon sprechen können?

- ☐ Dialekt
- ☐ nahe am Dialekt (kein reiner Dialekt)
- ☐ nahe am Hochdeutschen (kein reines Hochdeutsch)
- ☐ Hochdeutsch

Sonstige Anmerkungen zu Ihrer Sprechweise bzw. zu dieser Frage:

10. Sprechen Sie normalerweise (im Alltag) mit Kindern, die schon sprechen können, anders als mit Kindern, die gerade sprechen lernen?

- ☐ ja
- ☐ nein

11. Wie sprechen Sie normalerweise (im Alltag) mit Kindern, die gerade sprechen lernen?

- ☐ Dialekt
- ☐ nahe am Dialekt (kein reiner Dialekt)
- ☐ nahe am Hochdeutschen (kein reines Hochdeutsch)
- ☐ Hochdeutsch

Sonstige Anmerkungen zu Ihrer Sprechweise bzw. zu dieser Frage:

12. Mögen Sie es, wenn Ihr Kind (Ihre Kinder) ...

- | | | | |
|--|-----------------|---|------------|
| ... Dialekt spricht? | überhaupt nicht |  | sehr gerne |
| ... nahe am Dialekt (keinen reinen Dialekt) spricht? | überhaupt nicht |  | sehr gerne |
| ... nahe am Hochdeutschen (kein reines Hochdeutsch) spricht? | überhaupt nicht |  | sehr gerne |
| ... Hochdeutsch spricht? | überhaupt nicht |  | sehr gerne |

13. Freiwillige Begründung: Warum haben Sie sich für diese Antworten entschieden?

Sie können in diesem Feld Ihre Antworten begründen. Wenn Sie keine näheren Angaben machen möchten, können Sie dieses Feld frei lassen und einfach auf „Weiter“ klicken.

14. Finden Sie es wichtig, dass Kinder den Linzer Dialekt lernen?

- ☐ ja
- ☐ nein
- ☐ egal

15. Freiwillige Begründung: Warum haben Sie sich für diese Antwort entschieden?

Sie können in diesem Feld Ihre Antwort begründen. Wenn Sie keine näheren Angaben machen möchten, können Sie dieses Feld frei lassen und einfach auf „Weiter“ klicken.

16. Mögen Sie den Linzer Dialekt?

Überhaupt nicht  sehr gerne

17. Warum haben Sie sich für die Antwort entschieden?

18. Mögen Sie das Hochdeutsche?

Überhaupt nicht  sehr gerne

19. Warum haben Sie sich für diese Antwort entschieden?

20. Wie sollen die LehrerInnen, Ihrer Meinung nach, in der Schule im Unterricht sprechen?

- ☐ Dialekt
- ☐ nahe am Dialekt (kein reiner Dialekt)
- ☐ nahe am Hochdeutschen (kein reines Hochdeutsch)
- ☐ Hochdeutsch

21. Wie sollen die LehrerInnen, Ihrer Meinung nach, in der Schule abseits vom Unterricht (z. B. in der Pause) sprechen?

- ☐ Dialekt
- ☐ nahe am Dialekt (kein reiner Dialekt)
- ☐ nahe am Hochdeutschen (kein reines Hochdeutsch)
- ☐ Hochdeutsch

22. Warum haben Sie sich für diese Antworten entschieden?

23. Wie sollen die Kinder, Ihrer Meinung nach, in der Schule im Unterricht sprechen?

- ☐ Dialekt
- ☐ nahe am Dialekt (kein reiner Dialekt)
- ☐ nahe am Hochdeutschen (kein reines Hochdeutsch)
- ☐ Hochdeutsch

24. Wie sollen die Kinder, Ihrer Meinung nach, in der Schule abseits vom Unterricht (z. B. in der Pause) sprechen?

- ☐ Dialekt
- ☐ nahe am Dialekt (kein reiner Dialekt)
- ☐ nahe am Hochdeutschen (kein reines Hochdeutsch)
- ☐ Hochdeutsch

25. Warum haben Sie sich für diese Antworten entschieden?

26. Wie sollen die KindergartenpädagogInnen, Ihrer Meinung nach, im Kindergarten sprechen?

- ☐ Dialekt
- ☐ nahe am Dialekt (kein reiner Dialekt)
- ☐ nahe am Hochdeutschen (kein reines Hochdeutsch)
- ☐ Hochdeutsch

27. Warum haben Sie sich für diese Antwort entschieden?

28. Wie sollen die Kinder, ihrer Meinung nach, im Kindergarten sprechen?

- ☐ Dialekt
- ☐ nahe am Dialekt (kein reiner Dialekt)
- ☐ nahe am Hochdeutschen (kein reines Hochdeutsch)
- ☐ Hochdeutsch

29. Warum haben Sie sich für diese Antwort entschieden?

30. Mögen Sie es, wenn LinzerInnen ...

... Dialekt sprechen?	Überhaupt nicht		sehr gerne
... nahe am Dialekt (keinen reinen Dialekt) sprechen?	Überhaupt nicht		sehr gerne
... nahe am Hochdeutschen (kein reines Hochdeutsch) sprechen?	Überhaupt nicht		sehr gerne
... Hochdeutsch sprechen?	Überhaupt nicht		sehr gerne

31. Freiwillige Begründung: Warum haben Sie sich für diese Antworten entschieden?

Sie können in diesem Feld Ihre Antworten begründen. Wenn Sie keine näheren Angaben machen möchten, können Sie dieses Feld frei lassen und einfach auf „Weiter“ klicken.

32. Glauben Sie, dass es für ein Linzer Kind später einmal von Vorteil sein könnte (z. B. im schulischen, sozialen, beruflichen Bereich usw.), wenn es Dialekt sprechen kann?

- ☐ ja
- ☐ nein

Wurde Frage 32 mit „ja“ beantwortet, so wurde folgende Frage zusätzlich gestellt:

33. Welche Vorteile könnte ein Linzer Kind später einmal haben (z. B. im schulischen, sozialen, beruflichen Bereich usw.), wenn es Dialekt sprechen kann?

34. Glauben Sie, dass es für ein Linzer Kind ein Nachteil sein kann, wenn es nicht Dialekt sprechen kann?

- ☐ ja
- ☐ nein

Wurde Frage 34 mit „ja“ beantwortet, so wurde folgende Frage zusätzlich gestellt:

35. Welche Nachteile kann ein Linzer Kind haben, wenn es nicht Dialekt sprechen kann?

36. Wie wichtig ist, Ihrer Meinung nach, Hochdeutsch in der Kindererziehung?

überhaupt nicht wichtig  sehr wichtig

37. Warum haben Sie sich für diese Antwort entschieden?

38. Welches Geschlecht haben Sie?

- ☐ weiblich
- ☐ männlich

39. In welchem Jahr sind Sie geboren?

Geburtsjahr:

40. In welchem Ort sind Sie aufgewachsen?

41. In welchem Ort haben Sie die meiste Zeit gelebt?

42. In welchem Ort leben Sie zurzeit?

43. Haben Sie noch an einem anderen Ort für längere Zeit gelebt?

44. Bitte geben Sie Geschlecht und Geburtsjahr Ihres Kindes/ Ihrer Kinder an.

Bitte verwenden Sie folgendes Format:

w/2010

m/2008

Geschlecht / Geburtsjahr:

Geschlecht / Geburtsjahr:

...

45. Welche Ausbildung haben Sie abgeschlossen?

Sie haben hier die Möglichkeit, mehrere Antworten anzukreuzen.

- ☐ Pflichtschule
- ☐ Matura
- ☐ Berufsschule
- ☐ Bachelor
- ☐ Master/Magister
- ☐ Dr./PhD
- ☐ anderer Abschluss

46. Sind Sie momentan erwerbstätig?

- ☐ ja, ich bin erwerbstätig
- ☐ nein, ich bin in Karenz
- ☐ nein, ich bin arbeitslos
- ☐ nein, ich bin Hausfrau
- ☐ nein, ich bin nichts von alldem

Wurde Frage 46 mit „ja, ich bin erwerbstätig“ beantwortet, so wurde folgende Frage zusätzlich gestellt:

47. Welchen Beruf üben Sie aus?

48. Haben Sie ein Studium abgeschlossen?

- ☐ ja
- ☐ nein

49. Studieren Sie gerade?

- ☐ ja
- ☐ Nein

Wurde Frage 49 mit „ja“ beantwortet, so wurde folgende Frage zusätzlich gestellt:

50. Was studieren Sie?

51. Freiwillig: Möchten Sie abschließend zu dieser Befragung oder zum besseren Verständnis Ihrer Antworten noch etwas anmerken?

Sie haben es geschafft!

Ich möchte mich ganz herzlich für Ihre Mithilfe bedanken. Lisa Lichtenegger

16.2 Abstract

Den Untersuchungsgegenstand der vorliegenden Diplomarbeit bilden die Einstellungen von Linzer Müttern zu einzelnen Varietäten/Sprechlagen der deutschen Sprache (evoziert unter den Bezeichnungen „Dialekt“, „nahe am Dialekt“, „nahe am Hochdeutschen“, Hochdeutsch“), und zwar mit dem Fokus auf die Kommunikation mit Kindern. Es handelt sich somit um eine empirische Studie gemäß dem Paradigma der soziolinguistischen Sprachwahrnehmungs- und -einstellungsforschung. Ein wesentlicher forschungsleitender Ausgangspunkt dabei war die laut linguistischer Literatur stark ausgeprägte Dialektloyalität in Linz.

Die Erhebung der Daten fand indirekt, mittels Online-Fragebogen, statt. Insgesamt 50 Frauen aus Linz, die zum Zeitpunkt der Befragung mindestens ein Kind zwischen zwei und sechs Jahren hatten, wurden dabei zu ihren Spracheinstellungen befragt. Bei den Probandinnen handelte es sich deshalb ausschließlich um Mütter, weil Fragen zur sprachlichen Sozialisierung der Kinder den Kern dieser Spracheinstellungsstudie darstellten. Im Rahmen der Untersuchung wurde im Besonderen berücksichtigt, dass sich Einstellungen zu einzelnen Varietäten/Sprechlagen nicht durch Einheitlichkeit oder Konstanz auszeichnen müssen, also dass sie entweder nur positiv oder negativ sind, sondern dass sie, je nach dem Kontext, in welchem sie auftreten, unterschiedlich ausgeprägt sein können. Aus diesem Grund wurde im eingesetzten Fragebogen u. a. Folgendes mittels Testfragen thematisiert: Welche Varietäten/Sprechlagen geben Linzer Mütter als hauptsächlich verwendete Sprechweise in der Kommunikation mit ihrem Nachwuchs an, welche Gründe führen zu einem Wechsel der Sprechweisen, sehen die Mütter einen Wert in der Weitergabe des „Dialekts“ an die nächste Generation, wie beliebt sind die einzelnen Varietäten/Sprechlagen als Sprechweisen des eigenen Kindes, wie beliebt ist bei erwachsenen LinzerInnen das „Hochdeutsche“ und welche Bedeutung hat es in ihren Augen im Rahmen der sprachlichen Sozialisierung ihrer Kinder?

Bevor im zweiten Teil der Arbeit die Ergebnisse der empirischen Untersuchung vorgestellt und diskutiert werden, erfolgt eine Einführung in die behandelte Thematik bzw. die theoretische Grundlegung der Studie. Es wird ausführlich auf das Konzept „Einstellungen“ bzw. auf Spracheinstellungen eingegangen. Weiters werden die Unterschiede bzw. der Zusammenhang zwischen Einstellungsäußerungen, Einstellungen und dem realen (Sprach-)Handeln thematisiert. Außerdem werden relevante Ergebnisse bisheriger Studien zur Kommunikation mit Kindern im Speziellen und zu Spracheinstellungen in Österreich bzw. Linz im Allgemeinen dargelegt.

16.3 Lebenslauf

Persönliche Informationen

- Name: Lisa Lichtenegger
- Geburtsdatum: 18.01.1990
- Geburtsort: Linz
- Staatsangehörigkeit: Österreich

Universitäre Ausbildung

Studium an der Universität Wien: Lehramt UF Psychologie, Philosophie und Französisch von September 2008 bis Juni 2009

Studium an der Universität Wien: Lehramt UF Psychologie, Philosophie und Deutsch von März 2010 bis Mai 2015

Berufliche Erfahrung

Frühjahr und Sommer 2011: geringfügige Beschäftigung als Lektorin beim Detektivunternehmen Helmberger & Partner KG

Winter- und Sommersemester 2012 und 2013: geringfügige Beschäftigung als Lernhilfelehrerin bei Interface Wien

Schuldbildung

2008: Abschluss des Kömergymnasiums im Juni 2008 (Matura) mit ausgezeichnetem Erfolg mit Schwerpunkt auf Fremdsprachen (Französisch, Latein, Englisch)

2000–2008: Bundesrealgymnasium Körnerschule (Linz)

1996–2000: Edmund-Aigner-Volksschule (Linz)